Die Mennonitische Rundschau

1877 — Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. — 1934

57. Jahrgang. | Winnipeg, Man., den 4. April 1934. | Nummer 14

Ostern.

Maria geht schon früh zum Grab
Und blicket in die Gruft hinab,
Dann wurde ihr das Herz so schwer,
Der Herr war weg, das Grab war
leer.

Doch Jesu kann Maria seh'n
Am leeren Grabe weinend steh'n,
Er ruft ihr dann so freundlich zu
Und fraget: Weib, was weinest du?

Maria kennt den Heiland nicht,
Die Träne trübt ihr Augenlicht,
Doch als er sie beim Namen ruft,
Weint sie nicht mehr an leerer Gruft.

So kommt der liebe Heiland heut'
Zu uns in dieser Osterzeit,
Und ruft auch uns so freundlich zu,
Betrübtes Herz, was weinest du?

Schau in die leere Gruft hinab,
Dein Heiland liegt nicht mehr im
Grab,
Er wohnet dort auf Himmelshöh'n,
Im Land voll Licht, so wunderschön.

Er hat dort in der goldnen Stadt
Nun auch für dich ein Heim erbaut,
Dort, wo es ewig Ostern ist,
Und wo der Strom des Lebens fließt.
(J. P. F., Rosthern, Sask.)

Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen?

So sagte Jesus einst zu seinen Jüngern in Gethsemane. Sie sahen seine Angst, sein Zittern und Zagen, doch sie vermochten es nicht; ach der Schlaf war so süß, und ist heute noch. Die Jünger hatten damals auch noch nicht die Kraft von oben, die empfingen sie später. Wer sein inneres Ohr dem heiligen Geiste öffnet, wird bald leiser, bald stärker die Mahnung zum Gebet empfinden, zum beten für's Reich Gottes: für alle Gläubigen, Sterbende (deren es heute so viele gibt), für die Juden- und Heidenmission. Besonders not ist es, für die Heidenmission zu beten, da dieselbe so eng mit dem Kommen Jesu verbunden ist. Es muß ja noch eine unzählbare Schar gewonnen werden aus allen Völkern und Sprachen, die aus der großen Trübsal kommen, und mit Palmen erscheinen vor dem Lamme, Offb. 7, 9—17. Diese müssen alle gehört haben vor der großen Trübsal, denn dann ist schon die Nacht, wo niemand wirken kann.

Wer will mithelfen, an dem großen Netze des Evangeliums zu ziehen? Ich möchte hier besonders auf das Gebet kommen. Ich bin mir überzeugt, daß ein treuer Beter ebenso viel für den Herrn tut wie ein Missionar. Und der Herr hat alle seine Jünger zum Dienst berufen. Willst Du, lieber Leser, dich nicht auch in die Reihe der Beter stellen? Ich habe für Dich gebeten daß der Herr Dich zum Beter machen möchte! Vielleicht geht es noch vielen so wie mir, daß man am Tage nicht Zeit oder nicht Ruhe findet zum Gebet, und dann bleibt nur noch ein Weg: Könnt ihr nicht eine Stunde mit mir wachen? — Kannst Du nicht für Jesum, der Dich so liebt, Dich immer umgibt, für Dich so bitter gelitten hat, eine Stunde (oder mehr) mit ihm betend des Nachts wachen! Glaube nur, es bringt viel Segen in die Welt, und für dich viel Seligkeit; welche Kraft hat der Herr doch ins Gebet gelegt. Auch ist uns Jesus hierin ein Vorbild, wie oft hat er doch des Nachts auf einem Berge ringend gebetet, mit Geschrei zu Gott. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist. Ein ernstliches Gebet verstehe ich unter einem schreienden Gebet, wo die Seele mit Gott ringt um irgend eine Sache; also nicht nur ein einfaches Hersagen eines Wunsches. So ernstlich wollen wir beten um die Bekehrung der Heiden, um Jesu Sieg auf Erden. Wollen auch bedenken, daß uns eine gewaltige, finstere Macht in der Luft entgegensteht; denn aus Rußland ist schon viel Gift unter die Heiden gestreut. Es bedarf einer großen Gebetskraft diesen Bann zu brechen. Wer hilft mit? Wer will unser Bote sein? Wer läßt sich werben für den Dienst des Herrn. „Bittet aber den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in sein Erntefeld sende!"

Jemand, der zum beten berufen ist.

Tischlieder.

— 6 —

Mel.: Hallelujah, schöner Morgen.

Vater, deine Kinder küssen
Deine milde Segenshand,
Alles, was wir hier genießen
Kommt von deiner Vaterhand.
Speis' und Trank kommt nur von dir,
Nimm du auch den Dank dafür!

Etwas zur Frage über Astrologische Schicksals- und Zukunftsdeutung fürs Jahr 1934—35.

Gott hat Aberglauben, Abgötterei und Zauberei in seinem Worte streng verboten, als Greuel in seinen Augen bezeichnet und mit den schwersten Strafen bedroht. In 5. Mose 18, 9 bis 15 sagt Er: „Wenn du in das Land kommst, das dir der Herr, dein Gott, geben wird, so sollst du nicht lernen tun die Greuel dieser Völker, daß nicht jemand unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein „Weissager", oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager, oder Zeichendeuter, oder der die Toten frage. Denn wer solches tut, der ist dem Herrn ein Greuel." Ebenso heißt es in 3. Mose 20, 27: „Wenn ein Mann oder Weib ein „**Wahrsager**" oder Zeichendeuter sein wird, **die sollen des Todes sterben.** Mann soll sie steinigen; ihr Blut sei auf ihnen."

Er droht aber nicht nur den Zauberern selber den Tod an, **sondern auch denen,** die sich mit Zauberei einlassen. In 3. Mose 19, 31 heißt es: „**Ihr sollt euch nicht wenden zu den Wahrsagern** und forscht nicht von den Zeichendeutern, daß ihr nicht von ihnen verunreinigt werdet; denn ich bin der Herr, euer Gott." Und noch schärfer spricht Gott in 3. Mose 20, 6: „Wenn ein Seele sich zu den Wahrsagern und Zeichendeutern wenden will, daß sie ihnen nachfolgt, so will ich mein Antlitz wieder dieselbe Seele setzen **und will sie aus ihrem Volke ausrotten."**

Das ist eine furchtbar ernste Sprache. **Doch wer** beachtet sie und handelt danach?

Immer neue Formen des Aberglaubens und der Zauberei tauchen auf, und die verblendeten Menschen lassen sich dadurch verführen und übertreten Gottes heilige Gebote; nachher aber seufzen sie unter schweren Schicksalsschlägen und murren gegen Gott.

In den Wirkungen und Folgen den Zaubereien gleich zu achten sind alle okkulten (Geheim-) Wissenschaften (schwarze und weiße Magie). Gottes Wort macht darin keinen Unterschied und verbietet beides, weil es in Gemeinschaft mit Dämonen bringt Jes. 47, 9—15.

Vers 9. Aber es wird dir solches beides kommen plötzlich auf einen Tag, daß du Witwe und ohne Kinder seiest, ja, vollkommlich **wird es** über dich kommen um **der Menge willen deiner Zauberer** und deiner Beschwörer willen, derer ein großer Haufe bei dir ist.

Vers 10. Denn du hast dich auf deine Bosheit verlassen, da du dachtest: Man siehet mich nicht; deine Weisheit und Kunst hat dich verleitet, daß du sprachst in deinem **Herzen:** Ich bin's, und sonst keine.

Vers 11. Darum wird über dich ein Unglück kommen, das du nicht weißt, wann es daherbricht; und wird ein Unfall auf dich fallen, den du nicht sühnen kannst; es wird plötzlich ein Getümmel über dich kommen, des du dich nicht versiehst.

Vers 12. So tritt nun auf mit deinen Beschwörern und der Menge deiner Zauberer, unter welchen du dich von deiner Jugend auf bemüht hast; ob du dir möchtest raten, ob du möchtest dich stärken.

Vers 13. Denn du bist müde von der Menge deiner Anschläge. Laß hertreten und dir helfen die Meister des Himmelslaufs und die Sterngucker, die nach Monaten rechnen, was über dich kommen werde.

Vers 14. Siehe, sie sind wie Stoppeln, die das Feuer verbrennt, sie können ihr Leben nicht erretten vor der Flamme; denn es wird nicht eine Glut sein, dabei man sich wärme, oder ein Feuer, da man um sitzen möge.

Vers 15. Also sind sie, unter welchen du dich bemühet hast, die mit dir Handel trieben von deiner Jugend auf; ein jeglicher wird seines Ganges hie und daher gehen, und hast keinen Helfer.

Der Herr möge uns allen die Augen öffnen, ehe es zu spät ist.

Mit brüderlichem Gruß
F. A. Wiens.

Einige Ratschläge und Belehrungen

für Mitarbeiter im Reiche Gottes, der Gemeinde Christi
von † Hermann Neufeld †.

13. **In Versammlungen, Bibelstunden, Betstunden** oder in andern Zusammenkünften sollte man vorsichtig sein und nicht zu lange und zu viel reden, auch nicht zu lange beten; um nicht den Geist in uns und andern zu dämpfen (1. Thess. 5, 19). Damit man die andern nicht ermüdet. Auch können andre dadurch gehindert werden zu reden oder zu beten, denn Jesus sagt: „Wenn ihr betet sollt ihr nicht viel plappern **oder Worte machen" (Matth. 6, 7). Und** in allem, was man im Reiche Gottes öffentlich oder sonst tut, soll man einfältig, herzlich, liebevoll und demütig sein, Ephes. 4, 1. 2., 5, 32; Coll. 3, 12. 17.

Der Mennonitische Katechismus ohne Glaubensartikel ist versandtbereit. Seht letzte Seite. **Ed.**

Wanderungen

Analysis zum Mennonitischen Problem.

Die unglückselige und etwas vorzeitige Intervention von Herrn J. Hildebrand hat das menn. Problem in einen lethargischen Schlaf versetzt; er hat dem Patienten eine zu starke Dosis Chloroform gegeben und so bewirkt, daß derselbe dauernd im Scheintod liegen mußte. Ja wenn es wenigstens vernal gewesen wäre! Es ist schwer zu sagen, ob Herr H. der Sache geschädigt oder einen Dienst erwiesen hat, fast glaube ich, daß das letztere der Fall ist, denn seine heißblütige Stellungnahme zur Frage hatte zur Folge, daß sich die Leser im allgemeinen viel mehr damit beschäftigten, als es anders der Fall gewesen wäre, und aus den Antworten auf seine Artikel konnte man ersehen, daß die geschätzten Kritiker nicht eigentlich das Problem selbst, sondern Herrn H. unter die Lupe genommen hatten, in einigen Fällen sogar für die Sache Partei ergriffen und H. fast als einen Verräter behandelten. Wie dem auch sei, die Frage unserer Isolierung gewinnt, je weiter je mehr an Wichtigkeit, denn auch die ablehnende Stellungnahme der Herrn P. Epp, M. Klassen, D. Loewen u. a. hat nicht vermocht, den Schrei nach Selbständigkeit zu ersticken. Unser Volk seufzt heute mehr denn je unter der Last der schweren Verhältnisse, in die wir ohne eigentliche Verschuldung geraten sind und es wäre Verbrechen, dem Untergange nicht entgegen zu arbeiten, nicht zu versuchen, die zersprengte Herde zu sammeln. Ich habe die Ueberzeugung aus hunderten von Privatgesprächen gewonnen, daß unser Volk in dieser Sache noch nicht das letzte Wort gesprochen hat — das Volk, das in einsamen, weltentlegenen Winkeln zwischen dem Atlantik und Pazifik zerstreut um sein geistiges wie leibliches Leben ringt, das verzweifelt an den Ueberresten einer großen, entschwundenen Epoche zehrt; das Volk, das in Rußland dem Sterben entgegensieht, und dgs Volk, das im fernen Süden in grenzenloser Armut erstickt — sie alle haben noch kein Wort gesagt, aber alle haben gehofft und geglaubt, daß diese Trennung eine zeitliche sein würde, daß eine Zeit kommen muß, die sie wieder zusammenführt zu gemeinsamer Arbeit, gemeinsamem Kampf und gemeinsamem Sieg. Es ist ja letzten Endes kein Kampf um die schmalen Bedürfnisse unseres leiblichen Lebens, es ist der Kampf wider das Böse, wider die zersetzende Macht heutiger Moral-Begriffe, wider die Sünde. Wie könnten wir nur ruhig zusehen, wie es mit Riesenschritten dem Abgrunde, dem Ende zugeht, wie könnten wir uns entschuldigen, wenn konfessionelle Vorurteile und kleinliches Erwägen und Zweifeln den absoluten Ruin herbeiführten? Ich habe vor einiger Zeit auf die Symptome hingewiesen, die den geistigen sowie den wirtschaftlichen Verfall andeuten, an denen wir unzweideutig erkennen, daß unser Fortbestand undenkbar ist, und ich will mich heute darüber nicht verbreiten. Wer das nicht sieht, ist entweder beschränkt oder heilloser Optimist. Man hat so sehr die Schwierigkeiten erwogen, die sich einer Konzentration der Mennoniten zwecks Gründung einer unabhängigen Kolonie entgegenstellen könnten. Dieser Zweifel an die Durchführbarkeit des Projektes beruht auf einem Fehler, dem diejenigen anheimfallen, die der Frage eine tiefere Erwägung gönnen. Sie haben meistens die Illusion einer fluchtartigen Auswanderung in ein neues, unbekanntes Land, das womöglich noch größere Enttäuschungen und Entbehrungen in seinem Schoße bereit hielte als die, die wir bisher versucht haben. Aber gerade das wollen wir verhüten und auf dem normalen Wege der Auswahl und Prüfung versuchen, uns eine permanente Heimat zu schaffen. Mag die Sache noch so phantastisch klingen, noch so utopienhaft anmuten, sie verlangt weiter nichts als unseren starken Willen, denn nur im Wollen liegt ja das Vollbringen. Wir entwickeln eine ungewöhnliche Energie und Schaffensfreude in unserer imaginären Organisationsarbeit auf den verschiedenen Gebieten, obwohl wir gut wissen, daß neunundneunzig Prozent aller Pläne im Sande verlaufen, weil wir das Grundübel nicht überwinden können: die zertrümmerte geistige und wirtschaftliche Einheitlichkeit, den unterbundenen Kontakt und räumliche Zersplitterung. Wer sich die Mühe machen will und einmal die Beschlüsse und Resolutionen vor etwa neun Jahren mit den Protokollen von heute zu vergleichen, wird gewiß nicht umhin können, an Sysiphus zu denken —, sie haben höchstens den Stil, nicht aber den Inhalt geändert. Es sind immer wieder dieselben Fragen, denen man unentwegt zu Leibe rückt, die aber jeder Lösung trotzen. Die Essenz derselben ist die verzweifelte Anstrengung, ein Phantom zu erhaschen, das die Kräfte aufreibt und zermürbt. Möchten wir doch endlich einmal einsehen, daß die Mißerfolge garnicht an unserer apathischen Einstellung den Gemeinschaftsfragen gegenüber liegen, obzwar wir zugeben müssen, daß besonders hier in Kanada der Individualismus stark gefördert wird. Wir Eingewanderten haben uns einen gewissen Allgemeinsinn zu erhalten gewußt, der aber angesichts so vieler Hemmungen garnicht zur Entfaltung kommen kann und endlich in Resignation enden wird. Wollen wir wirklich solange warten? Warum ist man dort in leitenden Stellungen nicht ehrlich genug, die Waffen zu strecken, und einem Volke Zugeständnisse zu machen? Warum erlaubt man, daß ein Volk, dem jegliches Auflehnen ein Greuel und Gesetzesunterordnung erstes Gebot ist, daß es zu Gunsten großer Finanzkorporationen und einer elenden Wirtschaftspolitik sein Bestes opfern muß: Sein Selbstvertrauen und -bewußtsein? Ich habe immer wieder darauf hingewiesen, daß eine Auswanderung nur im Rahmen eines gründlichen Studiums der geo-politischen Lage des in Betracht kommenden Landes in's Werk gesetzt werden kann, was voraussetzt, daß es bestenfalls einige Jahre nehmen dürfte, bis an die Ausführung des Projektes gedacht werden könnte. Es sei mir gestattet, in groben Umrissen auf den Weg hinzuweisen, der beschritten werden muß, um Erfolg zu haben.

Was ich als Vorarbeit bezeichnen möchte, ist die Aufklärung und Werbung, denn es ist durchaus nicht die Furcht um den Verlust der wenigen Güter, die unser Volk als Ganzes heute noch besitzt, was sich dem Plane entgegensetzt, sondern der sich immer mehr fühlbar machende Individualismus und der ihm nichts nachstehende konfessionelle Unterschied, der die Kluft zwischen Mennonit und Mennonit weitet. Es geht in erster Linie um die psychologische Umstellung, besser gesagt Zurückeroberung des Begriffs einer unlöslichen Zusammengehörigkeit. Wir müssen wider lernen über den engen Kreis des eigenen Ich's hinaus zu denken und handeln, es muß uns klar werden, daß immer irgendwo ein Armer, ein Kranker, ein Wissensdurstiger in unseren Reihen auf unsere Hilfe wartet, daß wir, ohne im konfessionellen Sumpf zu watten, dem Bruder ein Bruder werden und begreifen lernen, daß sein Wohlbefinden Voraussetzung für mein Wohlbefinden ist. Wir schwenken damit in die Bahn des National-Sozialismus ein und haben wir ihn nicht erkannt als gute Waffe gegen das fressende Uebel der Rassenvermischung? Und national müssen wir denken, denn wir sind ein Volk. Aus diesem Bewußtsein heraus erwächst die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Konzentration und wirtschaftlichen Isolierung. Diese Einstellung ist so eng verbunden mit unserer Tradition und was wichtiger ist, mit unsere religiösen Anschauungen, daß sie nur von dorther erzeugt und gefördert werden kann. Es kommt mir nur natürlich vor, daß die Kirche als erstes Objekt in der Arbeit der Aufklärung und Werbung zu betrachten ist. Von der Kanzel muß uns die Initiative kommen, von der Kanzel muß es uns immer wieder gesagt werden, daß wir im Transitlager liegen, daß unsere Wanderschaft noch nicht zu Ende. Dieses Umdenken — Lernen ist erstes Gebot und halber Sieg. Unter dieser Parole fallen kleinliche Erwägungen, schrumpft der Egoismus und ersteht der Wille zur Tat. Was bleibt dann noch zu tun übrig? Sind wir nicht müde all der Vereinsmeierei, haben wir nicht genug Organisationen, die uns, wie Lianengewächse dem Baum zum Verhängnis werden? Nein wir wollen keinen neuen Verein gründen, der durch seinen ewigen Kampf mit ungezahlten Steuerauflagen seine Bestimmung vergißt und schließlich als ungemütlicher Plagegeist empfunden wird. Das Vereinssystem hat sich überlebt, wie die Demokratie als Regierungsform, und ich persönlich stehe auf dem Standpunkt, daß die Masse nicht gefragt, sondern geführt sein will. Hier zeigt sich uns der Weg der nach menschlichem Ermessen die beste Aussicht auf Erfolg hat. Wählt Euch die Führer und vertraut Euch denselben an, gebt ihnen freie Hand in der Auswahl eines Siedlungsplatzes, versetzt sie mit uneingeschränkten Befugnissen, mit Regierungen in Verbindung zu treten, Abschließungen zu machen und eine Auswanderung zu arrangieren. Es ist kaum nötig hervorzuheben, daß die Sache es erfordert, daß nur die besten Kräfte unseres Volkes zu dieser Arbeit herangezogen werden dürfen und nicht zuletzt solche, die abseits von eigennütziger Gewinnsucht das große Ideal solcher Bewegung ganz erkennen. Die Mittel wären auf dem Wege der freien Spende aufzutreiben und zwar durch periodisch festgelegte Kollekten. Ich bin sicher, daß bei richtiger Werbearbeit ein genügend großer Fond geschaffen werden könnte, denn unser Volk hat immer eine offene Hand gehabt für Zwecke, die nicht unmittelbar mit seinen eigenen Interessen verknüpft waren. Warum sollte es nicht großzügig sein, wo es um seine Existenz geht? —

Einen Gedanken möchte ich hier noch Raum geben und damit abschließen. Wir alle, haben gespannt des deutschen Reichskanzler Hitlers Erfolge und Siege verfolgt und sind innerlich froh darüber gewesen. Was war der Schlüssel zu seinem Erfolg? Er lehrte den deutschen Menschen, sich auf sich selbst zu besinnen, und festigte sie in ihrem Selbstvertrauen und Zusammengehörigkeitsgefühl. Nicht nur in Deutschland sondern überall, wo Deutsche wohnen, würdigt man seine Tendenz — alle halten fester zum Mutterlande denn je zuvor. Hat das uns etwas zu sagen? Sind wir nicht ein deutscher Stamm, der ein Anrecht auf Folgschaft hat, wenn die Heimat ruft? Deutschland kämpft um seine Rehabilation und somit um seine verlorenen Kolonien und wird sie wohl auch erhalten. Und wenn dieser Zeitpunkt gekommen ist, dann dürfen wir hoffen, uns dem Lande einzuverleiben, dessen Söhne und Töchter wir sind, dessen Geist unser Geist, dessen Blut unser Blut ist — **als unabhängige mennonitische Kolonie unter deutscher Protektion.** Darum und gerade darum ist der Augenblick gewählter als je, und wir wollen die Gelegenheit nicht unausgenützt lassen. — B.W.

Kitchener, Ont., Februar 1934.

Mission

Die holländische taufgesinnte Missionsgesellschaft

befindet sich in einer finanziellen Notlage wie wohl noch nie. Sie hat nun unter den holl. Mennoniten ein Rundschreiben verbreitet, worin sie auf die Not hinweist und um sofortige Hilfe bittet. Sollte diesem Aufruf nicht genügend Folge geleistet werden, dann läßt es sich ansehen, daß sich ihre 85-jährige Missionstätigkeit dem Ende zuneigt.

Seit dem Kriege hat diese Missionsgesellschaft mit Sorgen zu kämpfen gehabt. **Von Rußland kamen keine Missionare und auch keine Geld-**

mittel mehr. Doch konnte die Arbeit auf den Missionsfeldern, wenn auch in abnehmender Tätigkeitsentfaltung, fortgesetzt werden.

Das Missionsgebiet befindet sich bekanntlich in Niederländisch Indien und zwar auf Java und Sumatra. Auf Sumatra arbeiteten zu Ausbruch des Krieges noch 3 Missionare. Heute ist dieses Arbeitsfeld verwaist, indem dort durch einheimische Helfern unter Leitung eines Missionars eines benachbarten Missionsfeldes das Werk weiter getrieben wird bis . . . ., ja bis wie lange noch?

Auch auf Java wird es kritisch. Nur drei Missionare im Alter von 69, 59 und 34 Jahren sind dort an der Arbeit. Aber die zwei ältesten haben schon lange Recht auf Heimaturlaub und müßten obendrein durch neue junge Kräfte ersetzt werden. Nun sind ja zwei deutsche Missionszöglinge in der Vorbereitung, aber es ist fraglich, ob die nötigen Geldmitteln zur ihrer Aussendung zeitig vorhanden sein werden. Und gesetzt der Fall, daß diese neuen Kräfte das Missionsfeld betreten können—, dann ist es dennoch keine **Ausbreitung** des Werkes.

Was das Missionsfeld der holl. Mennoniten betrifft, muß gesagt werden, daß dort eine schöne Arbeit durch selbstlose, gottergebene Menschen getan wird. Aber wie überall und schon solange ist auch hier „das Feld weiß zur Ernte". Mehr, ja vielmehr Arbeiter auszusenden wäre dringend nötig. Aber. . . . .

Es wäre sehr zu bedauern, wenn das so gesegnete Missionswerk der holländischen Taufgesinnten wegen Mangel an Geldmitteln eingehen müßte. Dann würde es doch wohl ein Schatten auf das Glaubensleben der hiesigen Mennoniten werfen. Es würde sich dann zeigen, ob und wie fern man auf dem Boden der Heiligen Schrift steht, und inwieweit wir als Christen den Ruf vernommen haben, sein Reich helfen zu bauen hier und in den Heidenländern. Jede Gemeinde muß eine Missionsgemeinde sein, behaupten alle Missionsvereine.

Vielleicht kann hier von einer „Unterlassungssünde" gesprochen werden, aber dann sei auch zugleich hinzugefügt der Umstand, daß Holland viele Jahre hindurch verhältnismäßig wenig die eigene Missionsgesellschaft unterstützte einfach aus dem Grunde, weil die ausländischen Mennoniten die holländische Missionsgesellschaft genügend mit Missionaren und Geldmitteln versah. Nur das Komitee, daß die Leitung des Ganzen hatte, befand sich in Holland. Wir wollen uns deshalb einer Beschuldigung gegenüber den holl. Taufgesinnten enthalten.

Wohl wollen wir hoffen und Gott bitten, daß dieses gesegnete Missionswerk den Holländern erhalten bleibt, daß wir es treiben und wo es uns finanziell zu schwer sein sollte, unsere Brüder im Auslande uns helfen möchten, am Netz zu ziehen. Sein Reich komme in und durch uns!—

Korr.

Port Francqui,
den 23. Januar 1934.

Teure Geschwister und Freunde!

Da ich heute die Freude hatte hier in Port-Francqui viele Briefe und Zeitschriften zu erhalten, so will ich nun auch gleich antworten. Durch die Rundschau ist wohl der beste und schnellste Weg allen zugleich ein Lebenszeichen zu senden. Die Briefe alle einzeln zu beantworten, braucht doch längere Zeit. Es ist nicht früher geschehen, als bis ich wieder daheim in Bololo bei den Meinen bin. Ich mußte diese Reise aus geschäftlichen Gründen hierher, wenn auch nicht gerne, machen. Damit nun viele Fragen allgemein beantwortet werden und Ihr dort einen kleinen Einblick in so eine Reise bekommt, will ich einmal versuchen sie zu beschreiben.

Schon lange hatten wir in Gemeinschaft davon gesprochen, daß ich nach Port-Francqui gehen sollte Einkäufe machen und unsre Postsachen etwas besser zu regeln. Letzteres war schon sehr nötig, denn alle registrierten Briefe und Postpakete, die wir schon zu Weihnachten haben sollten, mußten persönlich abgeholt werden, weil wir nicht die Postgebühr (200 frc.) für eine eigene box gezahlt hatten.

Am 19. Januar endlich entschloß ich mich zu gehen. Schon am Abend vorher hatte ich beim Dorfhäuptling 12 Träger bestellt. (Man muß hier nämlich Schlafsachen und Essen, Kochgeschirr und genügend Kleider mitnehmen.) Der Häuptling versprach mir alles Beste am Morgen früh, wenn die Hähne würden anfangen zu krähen, die 12 Männer zu stellen. Ich versprach ihm ein Geschenk, wenn es so sein würde. Die Schwestern und besonders mein l. Weib, waren bemüht, Essen auf diese Zeit, etwa 14 Tage, einzupacken. Ich wußte aber, daß bald alle in Verlegenheit sein würden, weil wir nur schlecht mit Produkten bestellt waren. Und so wars auch, Lachend und weinend sagte man mir: „Mensch, wir haben wirklich nichts mitzunehmen." Dennoch war ich entschlossen zu gehen. Man kann unterwegs manchmal Eier und Kartoffeln kaufen und so hoffte ich schon durchzukommen. Es wäre wirklich interessant für die Schwestern dort in Amerika und Deutschland, auch Brasilien und Paraguay, einmal zuzusehen, wie die Schwestern alles aufbieten, um einen Reisenden abzufertigen. Die kommt mit einem Ei und legt es in die Box, die andre mit zwei, die Dritte mit ein paar Kartoffeln und noch eine mit einem halben Kürbis usw. Als ich meine Eßbox examenierte fand ich, daß zwei kleine Dengesses daran würden gut zu tragen haben. Natürlich wiegen Grappen, Pfane, Tassen, Teller und Kessel auch viel, wenns erst zum Tragen kommt. Also morgens früh sollte es losgehen. Ich legte mich schon Uhr 9 zur Ruhe, damit ich nicht zu müde auf den Weg ginge, während Anna noch bis ½2 Uhr nachts Briefe schrieb. Als die Sonne längst aufgegangen war, die Hähne sich schon müde gekräht hatten und ich schon müde geworden war vom Warten und Rufen, kamen endlich drei Dorfsvorsteher mit 6 Mann auf den Hof vor unser Haus. Auf meine Frage, wo die andern Kinder seien, sagten sie ganz bestimmt, daß sie bald kommen würden. Wir setzten uns noch einmal und faßten frisch Glauben und Geduld zur Reise. Beten zu Gott hilft in solchen Stunden oft mehr als Menschen suchen und bitten. Endlich sind noch zwei gekommen. Jetzt reichte es schon zur Kipoy. Noch vier Mann für die Sachen und dann könnte es mit Volldampf losgehen. Das dauerte aber und dauerte, bis schließlich noch 2 schwache Knaben kamen. Ich entschloß mich loszugehen, als die Häuptlinge versprochen, den einen Kasten nachzusenden. Gerade 9 Uhr wars geworden, als ich die letzten Winke meiner Lieben zum letztenmal sah. Die Kinderhändchen winkten dann noch solange nach, damit man ja nicht aus dem Heimweh kommen soll.

Im vollen Schritt gings dem Dorfe entlang nach Bisargandu zu. Etwa 2 bis 3 Kilometer folgten die Dorfskinder mit solchem Geschrei, daß es einem in den Ohren gellte. Da wir nun in der heißesten Zeit noch gerade die heißeste Tageszeit auf dem unbewaldeten Wege sein mußten, wurde ich bald inne, daß meine Träger, obzwar sie immer abwechseln konnten, versagten. Auf dem halben Wege, etwa 3 Stunden von Bololo, wollten meine Jungens einen Seitenweg einbiegen und in einem kleinen Dörfchen übernachten. Das ging aber nicht, denn mein Plan war, am ersten Tage bis Bisangandu, also noch 3 Stunden gehen. Bin dann das andere Ende viel zu Fuß gegangen, damit die armen Kinder auch aushalten sollten. Dann fangen die Kerle immer sehr mutig, denn das haben sie gern, daß man geht. Der Inhalt des Liedes, daß die Träger singen, ist gewöhnlich der weiße Mann den sie tragen. Alles was sie über ihn denken, von ihm sehen, hören und hoffen, kleiden die Schwarzen in Wort und Melodie. Am meisten kommt ihre Zahlung und das Essen in den Liedern zum Ausdruck, welche sehr gut sein sollen. Damit der weiße Mann dieses nicht vergißt, wird es immer wiederholt, so daß einem der Kopf davon anfängt weh zu tun.

Endlich sind wir in B., die Sonne ist gerade am untergehen. Also von 9 Uhr bis ½6 auf dem Wege zugebracht. Der gute Wald mit seinen schattigen Bäumen schützte uns eine lange Zeit vor der schrecklichen Hitze. In seinem Schatten ruhten wir auch eine Zeitlang. Meine Sorgen um die Bettsachen auf dem Wege waren wirklich berechtigt gewesen. Es wurde finster und die Sachen kamen nicht. Inzwischen hatte ich mir Süßkartoffeln und ein paar Eier gebraten und mein Abendbrot genommen. Schon wollte ich meinen Abendsegen halten, doch da wurde ich inne, daß auch die Bibel und andre Lektüren, die ich miteingepackt hatte, fehlten. Endlich waren auch die Frauen mit Holz und Wasser gekommen, das ich gleich bei meiner Ankunft bestellt hatte. (Zum Abendbrotmachen mußte ich selbst das Holz zusammensuchen). Wir machten nun ein größeres Feuer und setzten uns daran. Dazu braucht man die Knaben gewöhnlich nicht rufen, wenn Holz da ist und das Feuer schon flammt. Bald waren die Beamten des Dorfes und noch viele andere erschienen. Alle waren aus dem Walde zurückgekommen und hatten etwas zu viel Palmwein getrunken. Sehr herzlich und noch mit Händedruck wurde ich begrüßt und willkommen geheißen, indem jeder meinen Schmeichelnamen oder besser, Ehrennamen nannte. Ich sprach mit den Leuten eine Zeitlang über geistliche und religiöse Dinge. Ein Bote des Staatsmannes, der gerade zugegen war, übersetzte was man nicht gut in die Sprache der Dengesse kleiden konnte. Wenn man von Jesus und seinem Erlösungswerk spricht, sind alle sehr andächtig und bejahen alles. Viel lieber wäre es einem, wenn sich einmal ein Teil in Opsition stellte, dann wäre gewiß mehr zu erwarten, als wenn alle ja sagen und doch nicht ein Haarbreit von ihrem Wege lassen.

Die ganze Frucht von meinem Sprechen schien die zu sein, daß der Häuptling großes Mitleid mit mir äußerte wegen meiner Schlafsachen und sein Bambusbett für mich holen ließ. Das erwies sich aber viel zu kurz, denn es reichte nur bis zu den Knien. Denn das war ja doch kein Unterbett, und auf Bambusrohr schlafen, habe ich bis jetzt noch nicht ausgelernt. Zum Zudecken hatte ich einen Regenrock und eine Wolljacke. Schon von vornherein wußte ich, daß ich in der kommenden Nacht nicht schlafen würde und so war's auch. Am nächsten Morgen sollten von B. zwei Träger gehen meine zurückgebliebenen Sachen nachholen. Erst zum Abend konnten die Sachen da sein, wenn die Männer schnell gehen würden. Glücklich kamen sie auch um 5 Uhr abends an. Nun wollte ich für zwei Nächte ruhen um Montag früh loszugehen. Dem Häuptling gab ich ein altes Hemd, damit ich die Träger, für gute Bezahlung, noch weiter behalten könnte. Er versprach es mir hoch und heilig. Am Morgen als ich die Männer rief, fehlten die zwei Träger von B. Der Häuptling sagte, daß der Kasten zu schwer sei und die Männer (Knaben) nicht gehen wollten. (Er wollte nämlich noch ein Geschenk erpressen, da er sah, daß ich in Verlegenheit war). Der Kasten mit meinen Bettsachen aber wiegt nicht mehr als 45 Pfund. Endlich ließen sich die Träger doch bewegen und folgten mit den Sachen. Wer von daheim einmal zuschauen könnte, wie die lieben Schwarzen bei solchen Gelegenheiten uns auf die Probe stellen und prüfen, ob wir uns in Verlegenheit auch bewähren und nicht ausfahren wie andere, sie würden für die Missionare noch mehr beten als bisher, denn davon hängt so sehr viel von dem rechten Erfolg ab, den wir so gerne von unsrer Arbeit erwarten. Diese Wilden kennen mehr von Psychologie, als mancher Missionar auf der Schule gelernt hat.

Die nächste Station sollte Bolombo sein. Etwa 8—9 Stunden gehen. Bis Mittag wars sehr hell, fast zu viel Sonnenlicht. Die Augen schmerzen einem bald ohne Schutzbrille. Nachmittag wurde es plötzlich dunkel und bald goß es in Strömen auf

uns nieder. Bis auf den letzten Fetzen durchnäßt, erreichten wir endlich um 6 Uhr Bolombo. In einem sehr undichten Schuppen stellte ich mein Bett auf, machte mir etwas warmes Essen und ging zur Ruhe. Wie dankbar muß man dann abends doch sein, daß der Herr seine Hand gehalten und uns vor den vielen Blitzschlägen bewahrt hatte!

Am nächsten Morgen sollte es bis zum Wasser gehen und wenn alles gut gehen würde, wollte ich abends am Ziele der Reise sein. Kurz vor dem Wasser des Sankuraflusses kamen mit einemal eine Anzahl besoffener und bemalter Männer uns entgegengelaufen, nahmen meinen Knaben die Kipoy ab und liefen mit mir im schnellsten Trab dem Dorfe zu. Vor mir und hinter mir tanzten die Nackten und machten solche unheimliche Gewalt, daß mir angst und bange wurde. So unheimlich ist mir unter diesen Wilden noch nicht einmal gewesen wie hier am Flusse. Obzwar alle besoffen waren, meinten sie es doch gut mit mir, denn die Frauen brachten mir bald Eier und etliche Fische und ich konnte wieder meine Mittagsmahlzeit halten.

Etwa eine Stunde mußte ich warten, bis das Boot kam, welches mich eine Stunde stromabwärts und dann an die andere Seite setzen sollte. Ein langer ausgehöhlter Baumstamm kam vorgefahren und alle meine Sachen und Träger wurden hineingelegt, denn auch die Männer müssen sehr niedrig sein, damit das Ding nicht auf die Seite biegt und uns ausschüttet. Jedesmal, wenn die Männer mit dem Ruder ins Wasser griffen, bekam das Boot so einen Ruck nach der Seite, daß ich jeden Augenblick rechnete ein Fraß der Krokodillen zu sein. Nach einer Stunde Fahrt, bogen die Männer glücklich ins Schilf und setzten mich ans Ufer. Nach drei Stunden kamen wir wieder an ein kleines Wasser. Zehn Minuten lang schoben die Männer das kleine Boot in welches man nur mich mit zwei Mann aufgenommen hatte, durch Büsche und Palmbäume hindurch, bis zur Bahnlinie, die nach P.-Francqui führte. Das letzte Ende auf dem Boote war das allerschönste. Man kann es nicht beschreiben, welche Naturschönheiten es hier gibt. —

Endlich bin ich da. Bei einem Lehrer der A.P.C.M. fand ich Quartier. Das Haus ist sehr schlecht und die Mücken sehr hungrig. Ich muß schnell beendigen, damit ich unters Netz komme. Vielleicht schreibe ich morgen etwas hinzu.

Den 24. Jan. noch in P.-Francqui. Heute früh sollte es eigentlich losgehen zurück nach Bololo. Da es aber nach Regen sieht, ja schon sogar anfängt zu tröpfeln und ich noch kleine Geschäfte zu erledigen habe, so blieb ich heute noch hier. Meine Träger wollen schon sehr gerne von hier weg. Sie fühlen hier unter diesen sogenannten zivilisierten Negern sehr fremd. Die ganze Nacht schlafen sie draußen dicht aneinander gedrängt und lassen sich in kein Haus locken. Wahrscheinlich um nicht dem Schutze ihrer Ahnen zu entgehen. Ich zahlte ihnen den Trägerlohn hier, damit sie sich billig Sachen kaufen könnten, aber damit machte ich einen großen Fehler. Meine Dengesse finden als Allernötigistes Eisendraht, Kupferringe und kleine Glasperlen. Dafür geben sie dann alles hin. Ob sie mir nicht entlaufen, wenn sie noch die dritte Nacht bleiben sollen, lasse ich unbeantwortet, wundern würde es mich jedenfalls nicht.

Wie ich oben schon erwähnte, fand ich bei einem Lehrer der A.P.C.M. Unterkunft. Das tat ich meistens aus ökonomischen Gründen. Im Hotel hier muß man so bei hundert Franken per Nacht zahlen und dazu dann noch einmal so viel für die Kost. Das kam mir bei der jetzigen Krise unnötig vor und die Schwarzen waren so gastfreundschaftlich, daß ich mich bald heimisch fühlte. Bald fand sich auch ein gläubiger Lehrer, der bei Weißen zehn Jahre Koch gewesen war. Dieser hat mir nun gute Dienste erwiesen. Wo er alle Dinge herfand zum Essenmachen, weiß ich nicht, aber was er machte schmeckte vortrefflich. Auf der ganzen Reise mußte ich mir alles selbst machen und da läßt man sich nicht gut Zeit, das Essen schön zu machen. Oft ist man abends dann so müde, daß man lieber schlafen will, als essen. Auch will mir das Kochspielen nicht sehr stehen. Bald verbrannte mir das Essen, bald blieb es roh. Genug, der sogenannte Josua hat mir mehr getan, als er glaubt. Was mir von ihm noch sehr gefiehl; das ist, er tat es mir aus Liebe zum Herrn Jesus. Ich war ihm ganz fremd und nun kam er mir mit so einer Liebestat entgegen, daß ich ihn als meinen schwarzen Bruder sehr liebgewonnen. Wie die Reise zurück gehen wird, kann ich den lieben Lesern und Freunden von unsrer Arbeit später noch einmal mitteilen.

Jetzt möchte ich noch erwähnen, daß auch die eingeschriebenen Briefe und Pakete, welche wir schon zu Weihnachten erhalten sollten, endlich in meinen Händen sind. Da sind die Briefe und Checks von H. H. Janzen, Kitchener, Ont.; P. Kornelsen, Winnipeg; G. Froese, Manitou, Man.; F. Friesen, Morden; G. Reimer, Winkler; M. Siemens, Winnipeg; M. Loeppky, Winkler; P. Klassen, Paraguay u. a. Besten Dank und Gruß für alles mit Phil. 4, 9—13. Allen lieben Geschwistern möchte ich den Rat erteilen, daß sie das Geld, welches sie für des Herrn Sache an die „Pniel" Mission in Afrika senden, entweder in Pfundschecks von der Canadian Bank of Commerce, oder durch die Reichsbank in Brüssel, in Postmandats auf meinen Namen einsenden. Ich habe jetzt eine Rechnung in der Bank hier in Port Francqui aufgemacht und glaube auf diese Weise unsre Lage etwas verbessert zu haben. Soviel ich weiß, dann sind bis jetzt noch nur $4.00 nicht in meine Hände gelangt. Das andre ist den Briefen nach endlich alles angekommen. Also die vielfach ausgesprochenen Befürchtungen in den Briefen, dürften hiermit erledigt sein. Bleibt die Welt noch im Frieden, dann wird in Zukunft alles besser gehen.

Was ich aber mehr als die Geldsache betonen möchte, daß ist die gemeinschaftliche Fürbitte für unser Werk. Der Feind greift uns von solchen Seiten an, daß wir immer mehr erkennen: **wir brauchen eine geschlossene Gebetsfront in der Heimat.** Alle die die Heidenmission hier lieben, bitten wir, ganz abgesehen welcher Kirche oder Gemeinschaft, schließt Euch zusammen und nehmt dieses Werk speziell auf Euer Gebetsprogramm an einem bestimmten Tage des Monats oder Woche. Wunderbar hat der Herr uns schon geholfen. Durch Briefe erfahren wir dann, daß dort im Heimatlande der Arm Gottes durch seine Kinder in Bewegung gebracht worden war.

Wie der Herr uns hier schützen muß kann man daran sehen, daß ich auf der Herreise nach Port Francqui viermal von den Tsetsefliegen (Schlafkrankheitsfliegen) gebissen worden bin. Man weiß nicht, ob die Dinger nur die Bazillen in sich hatten oder nicht. Ob so oder so, der Herr weiß nur zu erhalten und zu bewahren. Auch wenn man ein Opfer dieser Krankheit werden sollte, hätte es sich schon gelohnt alle Opfer zu bringen. „Der Dienst für den Heiland befriedigt das Herz."

Von der Schlafkrankheitsfliege ist noch wichtig zu erwähnen, daß man sich vor ihr garnicht schützen kann. Sie setzt sich ganz still an einer Stelle am Fuß, Genick oder Hand, läßt dann ohne Schmerzen zu fühlen ihren Rüssel in die Haut und impft so den Parasiten ins Blut. Erst wenn sie den Rüssel herauszieht fühlt man den Schmerz. Auch wenn man fertig kommt das Insekt zu töten, ist es, um Krankheit vorzubeugen, schon zu spät. Es ist doch besser und ungefährlicher laut brummen und stechen, als still und ohne Schmerzen jemand den Todesstich zu geben. Paßt das Beispiel nicht sehr auf viele Menschen?

Mit Gruß Eure Geschwister,
H. u. A. Bartsch.

Adresse: H. G. Bartsch, via Port-Francqui, Congo-Belge, Afrika, („Pniel" Mission).

Korrespondenzen

„Könnte uns jemand von den Lesern die Adresse von David Cornelius Heinrichs, 28 Jahre alt, vom Kuban eingewandert anno 1926 im November, mitteilen?
Rundschau Publ. House.

Aberdeen, Sask.

Den 14. März hielt die Aberdeener Bibelschule im Bethause der Brüdergemeinde ihr Schlußprogramm ab. Ich lasse das Programm hier folgen:

1. Einleitung von Peter Nießen.
2. Lied vom Chor Nick Bonman.
3. Pauls Romreise von Marguerite Nießen.
4. Zeugnis von Tine Sawatzky.
5. Zergliederung eines Satzes von David Nießen.
6. Gespräch — Die deutsche Sprache von 4 Brüdern.
7. Vorlesen einer Stilarbeit vom Lehrer.
8. Lied vom Chor Nick Banman.
9. Gedicht Kornelius Sawatzky.
10. Prüfung in Ethik Lehrer.
11. Gespräch: Wertvolle Blumen von 4 Schwestern.
12. Gedicht von Lydia Nießen.
13. Zwiegespräch: Szene aus dem Familienleben vom Lehrer Ben Sawatzky und Frau.
14. Bericht von der Arbeit der Schule und Austeilen der Zeugnisse.
15. Schlußlied: Die kleine Bibelschule.
16. Schlußworte von F. L. Sawatzky.

Der Lehrer Ben Sawatzky, Absolvent der Herberter und Winkler Bibelschule hat es verstanden den Schülern in der kurzen Zeit von 4 Monaten viel beizubringen. Wir gewannen einen Einblick in ihre Arbeit. Die Schüler sprechen ein korrektes Deutsch, sind in allen Hinsichten ziemlich gut beschlagen und was die Hauptsache ist, sie können sich ganz hingeben. Das sagt mir, daß sie nicht nur mit Jesus in Berührung kommen, sondern daß sie sich ihm ganz ausgeliefert haben. Das klang durch in der Einleitung, in der kurzen Ansprache, welche dem Programm vorausging und auch in der Schlußrede. Der Herr gebe, daß auch fernerhin bei ihnen in Wort und Wandel Jesus und sonst nichts zu lesen sei.

Die Gespräche: „Die deutsche Sprache", „Wertvolle Blumen" und die „Szene aus dem Familienleben" sind vom Lehrer selbst verfaßt worden. Sie sind mit gesundem Humor gewürzt. Doch haben sie den sittlichen Inhalt und den religiösen Anstrich.

Und zur Ehre der Schüler muß ich dies sagen: Sobald der Name Jesus fiel nahmen Ton und Minenspiel sogleich eine andere Wendung.

Ich war den weiten Weg zur Kirche zu Fuß gegangen, und war ziemlich müde, aber ich bereue es nicht dem Programm beigewohnt zu haben.

Herzlichen Dank für die Segensstunde.

Den Aberdeener Bibelstudenten ist das Recht eingeräumt worden für nächstes Jahr ohne Examen in die zweite Klasse der Hepburner Bibelschule einzutreten.

Correspondent.

Die Frau auf der Farm in Canada.

Die Leser werden wohl enttäuscht sein, nachdem sie diese Zeilen gelesen; denn der Ueberschrift nach hatten sie mehr erwartet. Doch nein, über diese Frage möchten wir gerne von einer erfahrenen Farmersfrau etwas hören, wie ich es bin. Zu kurze Zeit bin ich noch nur auf der Farm, um über dieses Thema zu schreiben. Ich glaube, wir alle haben mit innerer Freude und Genuß den Artikel „Die Frau im Urwalde" gelesen, und ebenso hat uns der Artikel aus dem Chaco höchst interessiert. Deshalb nehme ich an, daß man von hüben und drüben mit Freuden einen Artikel über das angegebene Thema lesen würde. Denn — haben wir es hier nicht mit Riesenbäumen zu tun, die es gilt niederzuschlagen, um Raum zu schaffen für den Aufbau einer Existensmöglichkeit für unsere Familie, so gilt es doch Riesenschulden zu überwältigen, mit denen der Mann ohne tatkräftige Hilfe der Frau nicht fertig wird.—

Gilt es für den Mann, dem Kampfe mit den Schulden die ganze Energie zuzuwenden, so ist es Sache der Frau, durch ihre Mithilfe in der Milch- und Hühnerwirtschaft dafür zu sorgen, daß etwas Einnahme für den Bedarf der Familie gesichert sei. — Gibt es hier auch nicht die vom Rauch des Waldfeuers geschwärzten Gesichter, so kommen auch unsere Männer und Söhne oft vom Felde in einem Zustande heim, daß sie, was Farbe anbelangt, wohl jenen Männern im Urwalde nichts nachgeben. Denn die Staubwolken, die uns die Stürme Manitobas oft über die Prairie treiben, lassen ihre Spuren an den auf dem Felde Arbeitenden in einer Weise zurück, daß sie für ein ungeübtes Auge bis zur Unkenntlichkeit verwandelt sind und infolgedessen sie auch täglich eine Generalreinigung durchmachen müssen. — Also auch hier sind die Aufgaben der Frau keine leichten. — Und manche Farmersfrau Canadas wird sich wohl an den Artikeln „Aus dem Chaco in Paraguay" und „aus dem Urwalde Brasiliens", aufgerichtet haben. Denn auch hier kommen wir ohne Den nicht aus, der da gesagt hat: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir—, weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit."

Doch mit diesem möchte ich für heute noch nicht schließen, denn wir wissen, daß wir noch viele unserer Frauen in Städte und Städtchen wohnen haben, die ebenfalls in dieser Zeit tapfer an der Seite ihrer Männer ums Dasein mitkämpfen müssen. Auch von denen möchten wir hören, was ihre Arbeit und Aufgabe in gegenwärtiger Zeit ist. Damit es nicht von uns heißt, wie jenes Lied sagt: „Weckt ihr einander aus der Ruh? daß niemand sicher sei? Ruft ihr einander fleißig zu, seid wacker, fromm und treu?" Es würde uns freuen, bald Artikel in unseren Zeitungen zu lesen, von Frauenhand geschrieben, aus Stadt und Land, wodurch wir gegenseitig aufgemuntert und gefördert würden. —

Wollen hoffen und glauben! — Glauben gibt Siegeskraft.— Drum mutig voran, Ihr lieben deutschen Frauen Canadas! In der Hoffnung, daß wir in nächster Zeit das Erwartete finden, zeichnet grüßend,

Frau M. Siemens.

Winkler, Man., am 21 März. 1934.

Aus der Verbannung zurück!

Von Bruder Joh. Rempel Rodnitschnoje Orenburg, ist die Nachricht eingetroffen, daß er aus der Verbannung, aus dem hohen Norden entlassen und bereits zu Hause eingetroffen ist.

Man hat es eben nicht so ganz genau genommen, er sollte nur 3 Jahre dort sein, nur hat es ziemlich weit über 4 Jahre bis zu seiner Entlassung genommen.

Gerhard D. Rempel.

Paßt die Kappe?

Mein Bruder pflegte in jedes seiner Bücher zu schreiben: „Geliehene Bücher wiedergeben, wird oft versäumt von Jungen und Alten; besser ists die Bücher selbst, als das, was drin ist, zu behalten." Warum ich dies schreibe? Ich erhalte mitunter nach Jahren meine ausgeliehenen Bücher und manches in sehr unsauberem Zustande zurück; manches Buch hat sogar nie den Weg zurückgefunden. Es wird ohne Erlaubnis weiter gegeben und schließlich weiß niemand, wo es geblieben. — Wer hat mein Buch: **„Menschen, welche von der Wahrheit träumten?"**

J. P. Klassen.

Notwendige Warnung.

Da von verschiedenen Seiten bald hier, bald dort ernste Bewerbungen gemacht werden, die Mennoniten in die eine oder andere politische Partei hinein zu ziehen, und da sogar einzelne unter ihnen einsichtlos genug sind, sich hinreißen zu lassen, sei es mir gestattet, meinen lieben Volksbrüdern Folgendes zu sagen:

Die Politik hat sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer weitgehenden Erbweisheit gewisser Völker entwickelt und wird auch in gegenwärtiger Zeit in geschlossenen Kreisen dieser Völker einer aus ihrer Mitte aus erlesenen Jugend detailiert eingeprägt, um diese politische Erbweisheit fortbestehend innerhalb ihres Blutes zu erhalten.

Die Politik ist unter dem Demokratismus noch wesentlich anonymer, noch unpersönlicher als zuvor geworden.

Wenn schon unsre standhaften Vorväter vor Jahrhunderten richtig in der Politik eine Angelegenheit erkannten, von der alle Mennoniten grundsätzlich ihre Hände weg halten sollten, so kann der gegenwärtigen Generation unseres Volkes dieses Prinzip der Vorväter nicht tief genug eingeschärft werden, denn der durchschnittliche Mennonit, der nicht in Erdräumen und Jahrtausenden — wie es die Politik erheischt — sondern nur von heute auf morgen denkt und nicht weiter, kann weder die Politik durchschauen, noch sie begreifen oder verstehen und tut daher am besten, seine Hände von jeglicher politischen Partei fern zu halten.

Bei der zahlenmäßig verschwindend geringen Minderheit, die wir in jedem Lande nur sind, können wir auch der Politik keines einzigen Landes eine bessere Richtung geben, und tragen daher auch absolut keine Schuld an den Zuständen, welche als unvermeidliche Folgen der jeweiligen Politik entstanden sind. Die Erfahrungen vergangener Zeiten haben uns so reichlich und so bitterlich gelehrt, daß die Politik aber unverhofft umschlagen kann in eine ganz entgegengesetzte Richtung, und daß eine blindlings mitlaufende Minderheit niemals in den Rummeln der großen Massen benefitiert, wohl aber gelegentlich zum Sündenbock gemacht wird und blutig auskosten muß, was andere den Unschuldigen eingebrockt haben.

Daher dürfen sich abirrende Einzelgänger, auch wenn sie sich innerlich von den mennonitischen Prinzipien los sagen, keineswegs als frei und unverantwortlich betrachten; auch wenn sie zu keiner Gemeindezucht belangt werden können, so gehören sie doch dem Volk ihrer Abstammung an, auf dem ihre Bosheiten hängen bleiben, und das die Folgen ihrer Aktivität zu büßen hat.

Ferner widerspricht auch das geheime Wesen der Politik dem mennonitischen Ehrbegriff, welches verlangt mit offenen Mitteln für Wahrheit und Gerechtigkeit einzustehen.

Im Interesse der unschuldigen Gesamtheit fordere ich hiermit jeden Mennonit persönlich auf, seine Hände positiv von jeglicher Politik weg zu halten, und wer irrtümlicher Weise schon drinnen ist, sehe auf ehrliche Weise baldmöglichst heraus zu kommen.

J. J. Hildebrand.

Winnipeg, den 20. März 1934.

Erklärung.

In dem Schreiben aus Winkler, in Nr. 12 der Rundschau, sagt der Schreiber daß Br. J. P. Friesen Prediger der Bergthaler Gemeinde ist; sicherlich meint er damit, daß die Bergthaler Gemeinde und die Gemeinde in der Br. Friesen arbeitet zu ein und derselben Konferenz gehören, und dieses ist auch recht, sonst sind es ja zwei verschiedene Gemeinden.

Korr.

Die äußerste Nordwestecke.

Im Auftrage des Missionskomitees der Namaker Gemeinde durfte ich in diesem Winter in Begleitung von Br. Alfr. Fröse, Tofield eine Reise nach dem Grande Prärie Distrikt machen, zwecks Verkündigung des teuren Gotteswortes. Als ich nach 30-tägiger Abwesenheit am 4. März heimkehrte, ersuchte mich das Provinziale Immigrantenkomitee von Alberta etwas über jene Gegend, die Zustände daselbst und etwaige Siedlungsmöglichkeiten zu berichten. Leider kann ich darauf nicht eingehen, da ich, weil ich mit so einem Bericht nicht gerechnet hatte, durchaus keine Daten für einen solchen gesammelt habe, und ob ich überhaupt die Fähigkeiten besitze dazu, das bezweifle ich selbst stark. Will nun aber doch kurz meine empfangenen Eindrücke mitteilen. Da Grande Prärie rund 600 Meilen im Nordosten von Calgary liegt (einige unserer Mennoniten wohnen im 82 Township) so nimmt man durchweg an, daß die Kälte dort im Winter eine grimmige sein muß. Tatsächlich berichtete man uns auch von 60 und auf einer Stelle gar von 70 Grad unter Null nach Fahrenheit. Doch während wir dort waren, war es wunderschön, nur ein paar Tage fiel das Thermometer unter Null. Sonst war es immer still und schön, und in den mehr offenen Gegenden war schon Anfangs Februar kein Schnee mehr. Im Busch dagegen lag noch recht viel Schnee, und das Schlittenfahren bei lindem Wetter war eine wahre Lust. Der Boden scheint meistens recht ertragsfähig zu sein und über Mißernten klagen die Leute nicht, wohl aber hört man es immer wieder, daß die Leute die ganze Zeit, während des Wachstums des Getreides vorsichgeht, in Furcht vor Nachtfrösten stehen und im vorigen Sommer stellte sich der Frost auch leider zu früh für das Getreide ein. Wohl sämtliches Getreide hatte darunter mehr oder weniger gelitten. Mangel an Feuchtigkeit ist wohl seltener als im Süden Albertas an etnigen Orten. Was aber die Farmerei dort am meisten erschwert, ist die große Entfernung vom Markte. Gäbe es eine Bahn direkt von dort über B. C. nach dem stillen Ozean, dann wäre ja die Entfernung nicht so groß, aber bei den heutigen Getreidepreisen, noch für 400 Meilen Tarif extra abgezogen, macht das Getreide fast wertlos und namentlich das von geringer Qualität. Mit den anderen Produkten der Landwirtschaft, wie Vieh, Geflügel, Rahm, Eier ist es ebenso, und ein junger Mann, der uns zur Station fuhr oder richtiger abholte, mußte seinen Kasten mit Eiern einfach mit zurücknehmen, da niemand denselben ihm abnahm. Was Milchwirtschaft betrifft, so wollte es mir auch so scheinen, als ob jene Gegend nicht besonders für solche geeignet sei. Ueberall war genug Futter Vorhanden und doch war das Rindvieh nirgends in einem besonders guten Zustande. Auch schaute alles Rindvieh etwas müde. Ein trüber, müder Blick sagt unbedingt etwas. Es mag aber das als Ursache, die vor Weihnachten gewesene große Kälte, haben. Anders schien es mir mit den Pferden, die sahen durchweg wohlgenährt und kräftig aus. Ein großer Vorzug jener Gegend ist der, daß das Bauholz sehr billig ist, und namentlich wenn die Arbeit bei der Zubereitung desselben eigenhändig getan wird. Brennholz kostet fast garnichts, und wollte man sich mit solchem begnügen, das uns zu schade sein würde zum Verbrennen, dann kostet es garnichts. Im großen und ganzen darf wohl gesagt werden, daß wenn die Leute, dort auch weniger Einnahmen haben, so haben sie auch bedeutend weniger Ausgaben. Eines darf nicht ungesagt bleiben zugunsten der Gruppe der Mennoniten dort, daß sie durchweg einfacher leben, als man an manchen anderen Orten lebt. Haben die Verhältnisse das bewirkt, ist jemand mit gutem Beispiel vorangegangen, ich weiß es nicht, doch es ist Tatsache und dann, was doch meines Erachtens jeden mennonitischen Farmer etwas berührt, viele jener Leute werden ihr Land eignen, und manche von denen, die auf Heimstätten sitzen, sind jetzt schon gesetzlich anerkannte alleinige Besitzer einer Farm. Auch von denen die gekaufte Farmen bewirtschaften, sprechen manche recht zuversichtlich, wenn man nach dem Bezahlen der Farm fragt. In dieser Beziehung ist der Grande Prärie Distrikt wenigstens in Alberta wohl allen andern Ortschaften voraus. Freilich, manche Heimstätter, die da tief im Busch sitzen, werden es schon nicht erleben, daß der letzte Acker ihrer Farm geklärt wird, doch wozu auch. Wenn alle Jahre etwas geklärt wird, und einige leisten Großes darin, dann wird doch die zu bebauende Fläche von Jahr zu Jahr größer, damit ver-

Die Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Hermann Neufeld, Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Zur Beachtung.

1/ Kurze Bekanntmachungen und Anzeigen müssen spätestens Sonnabend für die nächste Ausgabe einlaufen.

2/ Um Verzögerung in der Zusendung der Zeitungen zu vermeiden, gebe man bei Adressenänderungen neben dem Namen der neuen, auch den der alten Poststation an.

3/ Weiter ersuchen wir unsere Leser, dem gelben Zettel auf der Zeitung volle Aufmerksamkeit zu schenken. Auf demselben findet jeder neben seinem Namen auch den Datum, bis wann das betreffende Abonnement bezahlt ist. Auch dient dieser Zettel unseren Lesern als Bescheinigung für die eingezahlten Lesegelder, welches durch die Aenderung des Datums angedeutet wird.

4/ Berichte und Artikel, die in unseren Blättern erscheinen sollen, möchte man auf besondere Blätter und nicht mit anderen geschäftlichen Bemerkungen zusammen auf ein Blatt schreiben.

mehrt sich auch die Einnahme und das Leben wird leichter, und zuletzt, man weiß, für wen man gearbeitet hat. Sollte in absehbarer Zeit die Bahn dort durchgebaut werden, dann sind jene Leute besser ab, als irgend wer von uns Rußländern, das ist klar. Man nimmt jährlich einmal Stellung zu dem Projekt jenes Bahnbaues im Parlament zu Ottawa, so auch jetzt im Februar wieder, und jedesmal sieht man die Notwendigkeit des Baues ein und verschiebt es dann oder mit einemmal fällt das „aber" weg und die Leute sind obendrauf.

In gesellschaftlicher wie auch in kirchlicher Beziehung ist das da oben eine Welt für sich. Einesteils zu sehr abgeteilt, zu sehr allein, doch andererseits muß man sagen, daß die „kleine Welt" gar nicht so übel ist. Man weiß sich zu helfen. Es sind erfreuliche Anfänge von Betätigung auf den verschiedenen Gebieten des Geistes zu verzeichnen und es will mir so scheinen, als ob sich unter den Tannen und Pappeln des Nordens der Geist urwüchsig gesund entwickelt.

Ja ich habe Hoffnung für jene Gegend für jene Leute und: ein gelegentliches Begegnen mit einem Bären macht den Menschen noch lange nicht zum Bären und der Genuß von Rehbraten läßt den Menschen gerade so klar denken und so ruhig urteilen, wie wenn es ein Schweinsbraten gewesen wäre, am Ende wohl sogar etwas richtiger, und seine Träume mögen auch ruhiger sein.

A. P. Willms.

Waterloo, Ontario.
den 27. März 1934.

Sonntag mittags kam ich ziemlich stark erkältet daheim an, bin aber jetzt wieder etwas besser. Letzte Nacht ist hier so tiefer Schnee gefallen, daß der Verkehr auf der Straßenbahn bis jetzt unterbrochen ist. Der Winter war hier bisher schneereich und sehr streng.

Die vielen, die mich noch zu weiterer Arbeit in Manitoba, Saskatchewan und anderen Orts eingeladen haben, möchte ich hiermit um Entschuldigung bitten, daß ich nicht länger bleiben konnte. Es war daheim Arbeit, die erledigt sein mußte, und auch die Nachrichten über den Gesundheitszustand daheim ermutigten nicht zu längerem Verweilen in der Ferne.

Sollte man meiner Dienste um die Zeit der kommenden Konferenz noch bedürfen, so würde ich mich gern so einrichten, daß ich dann noch einige Ortschaften besuchen könnte, doch müßte ich darüber rechtzeitig informiert sein, und ich bitte daher hiermit, diejenigen, die meinen Besuch wünschen, mir die Einladungen baldmöglichst zukommen zu lassen, damit ein geeignetes Programm aufgestellt werden kann. Das gilt auch allen denen, die mich eingeladen haben, als ich noch im Westen war, denn ich weiß ja nicht, ob ihnen mein Besuch Ausgangs Juni oder Anfangs Juli auch noch angenehm und passend wäre.

Es würde mir passen, Ortschaften östlich von Hague, Sask., wo die Konferenz voraussichtlich stattfinden wird, vor dieser Konferenz, und die westlich von Hague nach der Konferenz zu besuchen.

Daß der Herr auch die Arbeit, die ich in Schwachheit zu tun versuche, segnen möchte, ist mein Gebet und Flehen.

Jacob H. Janzen.
35 Church Street.

Bekanntmachung.

So Gott will, und wir leben, wird Dr. Gäbelein kommende Woche an drei Nachmittagen, also am 11., 12. und 13. April um 3 Uhr in der Nord-end-Kirche der M.B.-Gemeinde fortlaufende Versammlungen abhalten. Thema: Das Prophetische Wort. Leider können diese Versammlungen nicht an den Abenden der Woche stattfinden, wie vorher bekanntgegeben, da Dr. Gäbelein Umstände halber früher abreisen muß als geplant. Jedermann ist herzlich eingeladen.

Gesucht.

Die Adresse von Sara Kornelius Fast, ausgewandert anfangs 20-ger Jahre aus Lichtenau, Molotschna, Rußland, mit Cornelsen aus Tiegenhagen, Molotschna, möchte gerne ihre alte Freundin Agata Vogt, jetzt verheiratete Penner aus Waldeck, Memrik, haben. Bitte die gewünschte Aresse an mich zur weiteren Beförderung zu senden. J. H. Rempel.
Willmar, Sask. Box 14.

Adressenveränderungen.

Früher: Langton, Ont. Jetzt Vineland, Ont. B. Toews.

Früher: Yarrow. Jetzt: 2243 — 49th Ave. E. Vancouver, B. C. John J. Enns.

Früher: Gem Alta. Jetzt: Yarrow, B. C. Heinr. Janzen.

Mennonitische Geschichte

60 Jahre später.
(Von J. J. Hildebrand, Winnipeg.)
(Fortsetzung.)

Obgleich Satans Dienerschaft unser angestammtes Volkstum schmäht, und die Anbeter des Goldenen Kalbes es uns als etwas sehr Schlechtes vormalen, um uns mit kriegerischen Nationen zu assimilieren, so ist unser Volkstum doch keineswegs etwas Sündhaftes, wovon uns Christus erlösen muß, um selig werden zu können. Die einzelnen Nationalitäten, und wir unter ihnen, sind von Allmächtigen Schöpfer nach Seinem unerforschlichen Willen geschaffen worden, und Er schuf jedes nach seiner Art. Der Schöpfer wollte kein Durcheinander, weder unter Menschen, noch unter Tieren, sonst hätte Er es wohl geschaffen. Unsere Eigenart haben wir daher auch nach Seinem Heiligen Willen, und darum tun wir recht, dieselbe zu erhalten, und alle Anläufe der Assimilanten abzuweisen. Hierzu gehört auch ganz entschieden unsere Muttersprache, die der Schöpfer uns gegeben zu verständigem Gespräch.

Hat uns nun der Allmächtige Schöpfer dem Blute und der Abstammung nach dem großen deutschen Volke zugesellt, dann dürfen wir diese Grenze nicht ungestraft überschreiten — die völkische Eigenart unserer Vorväter, die das große Geheimnis Gottes in deutscher Sprache und in deutscher Denkweise im Glauben erfaßten, nicht ungestraft fahren lassen. Wir bewegen uns somit vollständig auf göttlicher Linie, wenn wir unserm angestammten Volkstum treu bleiben und die Verspottungen d. Assimilanten abweisen, wie Christus seine Versucher abwies: „Hebe dich weg, Satan, denn Du bist mir ärgerlich."

Bei Preisgabe unserer mennonitischen Eigenart, unseres Volkstums und unserer deutschen Sprache entfernen wir uns auch von dem Geistesgut unserer standhaften Vorväter und verlassen somit eine wichtige Kraftquelle. Und gerade uns gilt hier das Wort Goethe's: Was Du ererbst von Deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen. Das wichtigste Erbe unserer Väter aber ist der Glaube, das angestammte Volkstum und die uns von Gott gegebene Muttersprache. Seid Eurer Väter wert, die das Erbe so teuer mit Hab' und Gut, mit Leben und Blut für uns erkauften.

Unter Vorspiegelungen und Lockungen, unter Druck und Legislatur hat Assimilation unter unserm in aller Welt zerstreuten Volk schon einen erschreckenden Halt gekriegt und der gänzliche Verfall und Untergang ist auf diesem Wege nicht mehr fern. Ein Zeichen des Verfalles haben wir auch darin, daß ein garnicht so kleiner Teil unserer Jungfrauen seine sonst so schönen Gesichter mit Schminke, Puder und Farbe so häßlich verschimpfiert, was ein sich selbst achtendes Frauenzimmer nicht tut und einer züchtigen Weibsperson nicht eigen ist. Auch die Namengebung unserer Kinder, soweit ihnen fremde, fast unaussprechliche Namen gegeben werden, gehört in dieselbe Rubrik.

Soweit mir bekannt ist, wurde der Gebrauch der Schminke durch den internationalen Judaismus unter der gojischen Frauenwelt verbreitet und war ursprünglich ein äußeres Erkennungszeichen der moralischen Entsittlichung des Dirnentums. Unter der marxistisch-bolschewistischen Propaganda griff das geschminkte Dirnentum stark um sich, wodurch viele später heranwachsende Jungfrauen mitgerissen wurden, ohne Sinn und Bedeutung der Schminke zu begreifen und im irrtümlichen Glauben, es sei Mode, die um jeden Preis mitgemacht werden muß, liefen die meisten mit, ohne eigentlich Klarheit darüber zu haben, welcher Art die Herde ist, und wohin sie läuft. Leider Herdenmenschen unter der Führung des Pan-Dämonischen Generalstabs des Goldenen Kalbes.

* * *

Wollen uns nun aber in Gedanken nach Rußland versetzen und zwar in die Zeit der 1860/1870-ger Jahre. Mit den Worten „Finsternis bedeckte das Erdreich und Dunkel die Völker" drückte der am 5. Mai 1900 in Chortitz, Man. verstorbene Aelteste der Bergthaler Gemeinde aus Rußland, Gerhard Wiebe, seine Gefühle aus, die er in Rußland gehabt habe, als mal die Bewegung anfing, die mit d. Auswanderung von anno 1874 endigte. Um diesen Aeltesten besser verstehen zu können und richtig zu begreifen, welcher Art diese Finsternis und dieses Dunkel waren, müssen wir wissen, das Geld zur Auswanderung lange nicht genügend vorhanden war, daß an innerer Einigkeit sehr viel gewünscht werden mußte, und wie ungefähr die damals in Rußland obwaltenden Landesverhältnisse waren.

Die von Peter dem Großen vor vielen Jahren mal in Rußland eingeführte und legalisierte Leibeigenschaft hatte nach seinem Tode angedauert, bis sie von Alexander II. durch sein Manifest vom 19. Februar 1861 gesetzlich aufgehoben wurde. Durch Publizierung dieses Manifestes war zwar ein Lichtstrahl in jene Finsternis geworfen, und eine Morgenröte dämmerte über dem Dunkel der Völker Rußlands, doch wird es jedem klar sein, daß die Historie keine Sprünge macht und die wirtschaftlichen, wie auch die politischen Landesverhältnisse nach der Publizierung dieses Manifestes noch eine lange Zeit genau dieselben sein mußten, wie vor der Publizierung.

Liegt es schon überhaupt in der Natur des langmütigen Russen, sich niemals in Eile zu überstürzen, so hatte die unbezahlte Arbeit der Leibeigenen den Fleiß des Volkes bis an

die Grenze d. äußersten Faulheit vollends herunter gesetzt. Und ein Volk mit solcher Vergangenheit, mit solchem fleischlichen Charakter, stürzt sich durch die Publizierung eines Manifestes nicht von heute auf Morgen auf die Arbeit. Es reißt sich kein Bein aus, sondern wartet noch geduldig der Dinge, die da jetzt noch kommen sollen.

Alle Befehle und Verordnungen mußten aus Petersburg und zwar auf amtlichem Wege kommen, und der amtliche Weg war vom Zaren ins Ministerium, von hier an den Gouverneur, von diesen an den Ispravnik, von diesem an den Stanovoy, von diesem an den Uryadnik, dieser brachte sie an den Oberschulzen, der schickte an die Dorfschulzen, diese hatten die Sotskies und diese wieder noch die Desjatskies, und vice versa mußte derselbe Weg gegangen werden. Trotz aller Dienstbeflissenheit dieser Beamten hat sich doch kein einziger von ihnen in übereilter Geschwindigkeit das Genick gebrochen.

Automobilwege gab es damals noch nirgends auf der ganzen Welt und in Rußland noch fast keine Eisenbahnen. Für die kaiserliche Post und für Expreß waren Pferdegespanne das schnellste Verkehrsmittel und für Gütertransport — Ochsengespanne. Unter solchen Zuständen konnte deutlicherweise der wirtschaftliche Aufbau des Landes nach Freigebung der Leibeigenen nur sehr langsam progressieren. Zudem man es auch wirklich keine leichte Sache, den frei gewordenen Leibeigenen, — entgegen dem Willen der Großgrundbesitzer und unter deren Sabotage, — Land abzumessen, zuzuschneiden, und die Leibeigenen auf eigene Beine zu helfen.

Ein anderes Uebel, worunter Rußland damals stark litt, war der Militärdienst. Auch dieser war noch so, wie Peter der Große ihn mal eingeführt hatte, und hiernach mußten die Soldaten 25 Jahre lang im Heer dienen für Essen, Kleider und einen Monatslohn in Geld von 3 Kopeken pro Soldat pro Monat. Diesen Lohn in Geld hatte Peter mal eingeführt „zu Tabak, Stiefelwichse und Seife," und wenn wir diesen Lohn an der Geldbasis von 1914 umrechnen, so waren es genau 1½ cent pro Monat pro Soldat. Wahrlich ein Lohn, der heute jedem ein höhnisches Lächeln abzwingen würde, doch Peters Soldaten waren damals mit diesem Lohn vollständig zufrieden und dienten ihm gerne dafür. Das Geld hatte damals eben eine unvergleichlich größere Kaufkraft als heute; es war ja auch vor über 200 Jahren, zu einer Zeit also, als Dollare noch überhaupt keine auf der Welt waren.

Seine Soldaten rekrutierte Peter aus dem Bauernstande; die andern Stände wie Titulierte, Gelehrte, Industrielle, Kaufleute etc. waren zwar vom Soldatendienst frei, doch brauchte Peter sie als Offiziere, Beamte etc. Herumlungern ließ er sie doch nicht, wenn sie auch nicht Soldatendienst leisteten.

Aber auch diese Ordnung war bis zu den 1860-ger Jahren ganz veraltet und Reformen auf diesem Gebiet ebenfalls dringend notwendig geworden. In West Europa war man zur „allgemeinen" Wehrpflicht übergegangen, und Rußland entschloß sich, dieselbe Art einzuführen; sie wurde auch eingeführt.

Bis dahin war die Weltgeschichte an unsern Vorfahren unbemerkt vorüber gezogen, aber die Einführung der „allgemeinen" Wehrpflicht in Rußland wirkte auf unser Volk doch beunruhigend. Eingewandert war unser Volk mal nach Rußland auf Grund von Zusicherung gewisser Rechte auf „ewige Zeiten".

(Fortsetzung folgt)

Neueste Nachrichten

— **10 Personen kamen vor Gericht** wegen ungesetzlicher Erlangung von Regierungsunterstützung durch falsche Angaben. Die eine wurde zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt, die anderen sollen in einer Woche ihr Urteil empfangen.

— **Der frühere Oelmillionär von** Calif. C. C. Julian, der in Okla. prozessiert sollte werden, doch sich nicht stellte, hat jetzt in Shanghai Selbstmord verübt. Seine Familie lebt in Winnipeg.

— **Frankreichs 3 Millionen** Kriegsveteranen haben jetzt beschlossen, selbst aktiven Anteil an der Landespolitik zu nehmen. Sie vertreten faschistische Tendenzen.

— **In Bowsman River, Man. ver**lor eine Mutter mit 6 Kindern in einem Farmhausfeuer ihr Leben.

— **In Estevan, Sask. hat ein jun**ger Mann ein Mädchen, das seine Bewerbungen zurückwies, ermordet, und deren Schwester lebensgefährlich verwundet. Er ließ sich ohne Gegenwehr arretieren.

— **Amerikas Vertreter in Irland** hat seine Beglaubigungspapiere nicht dem General-Gouverneur, sondern Präsident de Valera überreicht auf die Aufforderung der Regierung Irlands hin. Ein Fall, der so weit noch vereinzelt dasteht.

— **Martin Insull wurde von To**ronto nach Chicago gebracht, dort wurde er verhört und dann durch $50,000.00 Garantie freigelassen, bis seine Sache zum Verhör kommt.

— **„Sunday Dispatch" (London)** veröffentlicht in großer Aufmachung unter der Ueberschrift: „Gebt Hitler eine Chance!" einen Artikel des englischen Abgeordneten und Kriegsteilnehmers Oberstleutnant Moore.

„Warum dieses Mißtrauen gegen Hitler?" so führt der Artikel aus, „warum diese Bemühungen, ein finsteres Motiv hinter seinen Worten und Taten zu finden?" — Ein derartiges Mißtrauen laufe allen englischen Ueberlieferungen zuwider. Woher kommt dies? „Ist es deshalb", fährt Moore fort, „weil wir es satt haben, die Tatsache hinzunehmen, daß die Demokratie in der ganzen Welt nicht fähig zur Führerschaft ist, die von den Menschen der Nachkriegzeit ersehnt wird?"

Oberstleutnant Moore gibt dann einen Ueberblick der Geschichte Deutschlands nach dem Kriege. Auf der Abrüstungskonferenz habe sich Deutschland nach 18 Monaten wieder in der Lage des Gefangenen auf der Anklagebank befunden. Deshalb sei der Bruch mit Genf erfolgt.

„Ein erschüttertes Europa erwacht zu der Tatsache, daß 90 Millionen starke selbständige und fortschrittliche Menschen ihre inneren Meinungsverschiedenheiten versenkten, ihre entgegengesetzten Interessen aussöhnten u. zu einer einigen u. begeisterten Nation unter einem einzigen erwählten Führer wurden."

Hitler habe sich als ein Mann des Friedens, als ein Staatsmann und als ein weitsichtiger Verwalter seines Landes erwiesen. „Ist eine Anklage, daß Hitler Frieden rede, aber den Krieg wünsche, berechtigt. Haben wir nicht seine letzten Worte gelesen und gehört, daß er auf den letzten Soldaten und das letzte Geschütz verzichten will, wenn Europa dasselbe tut? — Haben wir nicht sein Versprechen gelesen, daß er Nichtangriffspakte mit seinen Nachbarn schließen will, und sehen wir jetzt nicht einen solchen Pakt zwischen Deutschland und Polen vor uns? Mit einem Worte: Hitlers Außenpolitik ist einfach: Friede mit seinen Nachbarn, aber ein Friede mit Ehre." Was Oesterreich betrifft, so wünsche Hitler lediglich eine freie Abstimmung des österreichischen Volkes. In der Judenfrage verlange Hitler, daß diese den Gesetzen des Staates gehorchten. Wenn sie es nicht täten, seien sie Feinde des Staates und müssen als solche behandelt werden. Wenn sie es aber täten, könnten sie ihre normale Tätigkeit frei ausüben, wie er dies selbst (Oberstleutnant Moore) bei seinen persönlichen Beobachtungen in Deutschland festgestellt habe.

Abschließend sagte Oberstleutnant Moore: „Unterstützt Hitler! Auf Grund persönlicher Nachforschungen sprechend, bin ich überzeugt, daß es Hitler vollkommen ehrlich und ernst meint, und daß er mit einem flammenden Glauben an seine Mission erfüllt ist. Seine Mission ist, Deutschland aus seine Stellung der Diskriminierung und Zweitklassigkeit zur Macht, Prosperität und zum Fortschritt zu führen. Jede Hilfe und Unterstützung, die ihm England geben kann, wird meiner Meinung nach eine wichtige und andauernde Wirkung für den europäischen Frieden haben."

L.—n.

— **Mit 168 gegen 31 Stimmen be**schloß das Repräsentantenhaus in Washington, die angebliche Propagandatätigkeit der Nationalsozialisten in den Vereinigten Staaten zu untersuchen.

Das Haus nahm eine Resolution des demokratischen Abgeordneten Dickstein aus New York, der gleichzeitig Vorsitzender des Einwanderungskomitees ist, an. Der Sprecher des Hauses wird durch die angenommene Vorlage ermächtigt, ein siebenköpfiges Komitee zu ernennen, das „die Art, das Ausmaß und die Ziele der nationalsozialistischen Propaganda in den Vereinigten Staaten" untersuchen soll. Die Untersuchung wird aber gleichzeitig auch auf andere aus fremden Ländern kommende Propaganda ausgedehnt.

— **Japan hat, wie aus Washington** berichtet wird, in einer diplomatischen Note an die Vereinigten Staaten aufs neue erklärt, daß die Regierung des japanischen Kaiserreichs nicht daran denke, mit irgendeiner anderen Nation einen Streit vom Zaune zu brechen. Die Note ist vom neuen japanischen Botschafter dem amerikanischen Staatssekretär Hull übergeben worden und vom japanischen Außenminister Koki Hiroto unterzeichnet.

Nachdem Hiroto auf die zwischen den beiden Nationen bestehende Freundschaft hingewiesen hat, erklärt er, beide Länder befänden sich in der ausgezeichneten Lage, daß sich im Gefüge ihres Außenhandels keinerlei Konfliktsstoff befände. Beide Länder seien gute Abnehmer der gegenseitigen Warenmärkte.

Staatssekretär Hull hat auf diese Erklärung geantwortet, indem er sagte, daß auch die Vereinigten Staaten mit großer Genugtuung das freundschaftliche Verhältnis zwischen den beiden Nationen betrachten. Er bezieht sich auf einen Satz in der Erklärung des japanischen Außenministers, auf den er folgendermaßen antwortet:

„Sollte es das Unglück wollen, daß in der Zukunft einmal zwischen den beiden Ländern eine Meinungsverschiedenheit aufkommt, dann wird die Regierung der Vereinigten Staaten, wie sie das auch früher stets getan hat, den Standpunkt Japans in aller Freundschaft prüfen."

Sollte sich aus dem erfolgten Wechsel freundschaftlicher Noten zwischen der japanischen u. der amerikanischen Regierung die Aussicht auf eine Aussprache über die Flottenstärke der beiden Länder ergeben, so würde England, wie von maßgebender Stelle in London zu erfahren war, diese Aussprache nur mit Freuden begrüßen. Die britische Regierung ist der Ansicht, daß die Vermeidung der Gefahr eines Wettrüstens zur See in der Hauptsache bei den Vereinigten Staaten und Japan liegt. England sei allerdings indirekt in Mitleidenschaft gezogen.

Siehe, der Bräutigam kommt!

(Von John J. Neufeld.)
(Fortsetzung und Schluß.)

So haben sie hier auf Erden gelebt, und als solche sind sie hier auch von der Welt behandelt worden (Ebr. 11, 13—16. 32—40). Sie habens ganz offen gesagt: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir" (Ebr. 13, 14). Und ferner: „Wir warten aber eines neuen Himmels, und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnt" (2. Pet. 3, 13). — O gewiß, diese Erde wird dennoch einmal zur Heimat der Christen werden. Und nicht nur sie, sondern auch die Himmel werdens sein, wenn erst das mächtige Wort Gottes erschallen wird: **„Siehe, ich mache alles neu"** (Off. 21, 1. 5).

Wo aber sind die selig Vollendeten denn bis dahin? Sind sie nicht schon jetzt daheim bei dem Herrn? O, sicherlich doch. Sie sind ja nicht tot, sondern sie leben. Denn Gott ist „nicht ein Gott der Toten, sondern Lebendigen" (Matth. 22, 32). **Alle Gotteskinder sind daheim, sobald der Herr sie von dieser Erde abruft.** Lies nur Luk. 23, 43; Phil. 1, 23; 2. Kor. 5, 8; Off. 6, 9—11. Welch ein Trost für alle im Herrn Entschlafenen, wie auch für alle, die noch in Ihm entschlafen werden, ehe er kommt, wenn er noch etwas verziehen sollte. — Daheim bei dem Herrn, sobald er uns von hier abruft — das ist unsere selige Gewißheit; ganz gleich, ob durch den Tod er rufen wird, oder durch seine herrliche Erscheinung in der Luft. Das ist uns klar verheißen. Joh. 14, 3; 1. Thess. 4, 17.

So sind also Gotteskinder daheim, lange ehe diese Erde und die sichtbaren Himmel verwandelt worden sind. Doch sobald sie neuerschaffen worden sind, werden auch sie eine heilige Wohnung des Allerhöchsten sein. Gott selber wird dann hier wohnen und wandeln, und seine Kinder werden seine Hausgenossen sein (Eph. 2, 19; Off. 21, 3). O, die **Herrlichkeit dieser neuen Heimat!** Kein Sterblicher kann sie je beschreiben. Doch die Dinge die uns der Herr von ihr gesagt, genügen, um unser Herz voll Jubel und voll Freude zu machen. Kein Wunder, daß Gotteskinder diese ewige Heimat schon hier im Erdenthale so viel besungen und sich ihrer getröstet haben.

A. Welches sind denn die herrlichen Dinge, die Christen so mächtig nach jener Heimat ziehen? Nun, zu allererst: **Dort werden jene Dinge nicht mehr sein, die uns hier noch zuweilen traurig machen.** „Denn das Erste ist vergangen." Lies Off. 21 und 22.

1) **Das Meer ist nicht mehr"** (21, 1) — dieses weite, unruhige Wasser, das etwa drei Viertel des ganzen Erdbodens bedeckt und so viele, viele Menschen voneinander trennt. Nein, **keine Trennung** wird dort mehr sein. In der neuen Heimat sind alle Seligen auf ewig **mit ihren Lieben** vereint.

2) **Auch Tränen gibts dort nicht mehr,** denn „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen" (21, 4). So oft schon hat diese Verheißung die Tränen der Traurigen getrocknet. Wie wohl aber wird es erst tun, wenn Gott die Tränen der Seinen für immer abwischen wird. — Ja, Er tröstet, „wie einen seine Mutter tröstet" (Jes. 66, 13).

3) **„Und der Tod wird nicht mehr sein"** (21, 4). Auch dieser „letzte Feind" ist endlich unter die Füße getan (1. Kor. 15, 26). So vollständig wir er „aufgehoben" sein, daß in jener Heimat auch keine Spur mehr von ihm zu sehen sein wird. Das Leben wird nie enden, die Blätter werden nie verwelken und die Blumen nie verblühn.

4) **Kein „Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein,** denn das Erste ist vergangen" (21, 4). Und „sie wird nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf sie fallen die Sonne oder irgend eine Hitze; denn das Lamm mitten im Stuhl wird sie weiden und leiten zu den lebendigen Wasserbrunnen, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen" (Off. 7, 16. 17).

5) **„Und wird keine Nacht da sein"** (22, 5). Nein, keine Nacht voll Kummer und Sorgen. — Auch Finsternis kann dort nicht sein, „denn Gott der Herr wird sie erleuchten." „Und die Stadt bedarf keiner Sonne noch des Mondes, daß sie ihr scheinen; denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie, und ihre Leuchte ist das Lamm." (21, 23).

6) **Die Tore jener Stadt „werden nicht verschlossen" sein.** Denn kein Feind wird in die Heimat der Seligen dringen können (21, 8. 27; 22, 15), und kein Dieb nach ihren Schätzen graben (Matth. 6, 20). Die Bürger aber jenes Landes werden einen freien, offenen und ewigen Zutritt haben zu den herrlichen Schätzen ihres reichen Vaters.

7) **„Und wird kein Verbanntes mehr sein"** (22, 3). Nein, denn nichts Unreines hat dort Raum. Es ist ja der Ort, „wo Sünde nicht locken, nicht schaden mehr kann. „Sünde kommt dort nicht hinein. Alle Erlösten sehen sich dort in weißen, hellen und glänzenden Kleidern — heilig und rein. Kein Makel, keine Flecken, kein Stäublein wird auch nur einen der Heiligen dort ausschließen können. Denn ihre Kleider sind ja gewaschen und sind helle gemacht im Blute des Lammes (Off. 7, 13. 14; 19, 8. 14; Mt. 13, 43). Und — o, welch ein Entzücken — sie sehen sich im Bilde des Sohnes Gottes, des Allerhöchsten (1. Kor. 15, 49), und niemand kann sie zurücksetzen. — Kannst auch du dieses fassen, du armes, zerschlagenes Herz? O, glaube nur mutig, denn es ist gerade für dich (Ps. 34, 19; 51, 19).

B. Hat der Herr uns gezeigt, was in jener Heimat nicht mehr sein wird, so hat er uns auch gezeigt, **welche herrlichen Dinge wir dort antreffen werden.** Etliche sind schon genannt, doch schauen wir noch kurz auf die folgenden:

1) In der ewigen Heimat werden Gotteskinder **einen neuen, verklärten Leib** haben. Das ist der Bau „von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel" (2. Kor. 5, 1). Mit demselben werden die Gläubigen angetan werden, wenn der Herr die Seinen entrücken wird. Dieser neue Leib ist unsterblich (1. Kor. 15, 53—55); er wird voll göttlicher Kraft sein, und wird nimmer ermüden können. Ja, er wird so herrlich sein, ähnlich dem verklärten Leibe unsers hochgelobten Heilands selber (Phil. 3, 21; 1. Kor. 15, 35—49; 1. Joh. 3, 2).

2) Wie der verklärte Leib, **so wird auch die Umgebung der Seligen wunderbar und sehr herrlich sein.** Alle Wunder der Natur deuten klar darauf hin. So sieht Johannes dort „einen lautern Strom des lebendigen Wassers, klar wie ein Kristall." Und auf beiden Seiten jenes herrlichen Stromes sieht er Bäume des Lebens, deren Blätter nie verwelken, und deren Früchte nimmer ausgehen (22, 1. 2). O, welche Wunder der Schöpfung Gottes wird doch unser Auge dort zu sehen bekommen. Kann es sich hier schon nicht satt sehen an den Wundern Gottes in der Natur, was wirds erst in jenen himmlischen Welten sein. Denn Gott sagt ja: „Siehe, ich mache alles neu"

3) **So wird auch die Gesellschaft der Kinder Gottes eine himmlische sein.** Sie werden mit Jesu „wandeln in weißen Kleidern" (Off. 3, 4), und in seiner Liebe sich sonnen. Das allein wird überwältigend sein. Und sie werden keine Fremdlinge dort sein, denn Er kennt ja die Seinen, und die Seinen kennen Ihn (Joh. 10, 14). Und Gott „wird bei Ihnen wohnen" (21, 3), und sie werden bei Ihm aus- und eingehen als „Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen" (Eph. 2, 19). Und sie werden ungetrübte Gemeinschaft haben mit ihren Lieben, mit „der Menge vieler tausend Engel" und mit der großen Schar „der Vollendeten Gerechten" (Ebr. 12, 22—24).

4) **Und ihr Erbteil?** Nun, dasselbe liegt nicht am „Diesseit des Jordans. Sie wissens und freuen sich. Nein, die vergänglichen Güter dieser Zeit, die mit Blut befleckten Reichtümer dieser Welt sind nicht ihr Erbteil. Sie wollen solches nicht, denn es könnte nimmer das Herz eines Himmelsbürgers befriedigen. Sie sind aber reich gemacht „in himmlischen Gütern durch Christum" (Eph. 1, 3). Dort, **in der obern Heimat, liegt ihr Erbteil.** Und ihr Erbteil kann nimmer vergehen, und ihre Schätze kein Feind je antasten (Röm. 8, 17; Kol. 1, 12; 1. Pet. 1, 3. 4). Jene Wohnungen des Lichts in neuen Jerusalem sind nur ein Teil des herrlichen Erbteils der Erlösten des Herrn.

5) **Dort ist auch Ruhe.** Wie klingt doch dieses Wort so schön für jeden müden Pilger nach Zion. O ja, es „ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes" (Ebr. 4, 9. 10). Dort ruhn sie von ihrer Arbeit, und „ihre Werke folgen ihnen nach" (Off. 14, 13).

6) **Und dort ist Freude.** „Ewige Freude wird über ihrem Haupte sein; Freude und Wonne werden sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen" (Jes. 35, 10). Lobgesänge und Musik, Dank und Anbetung, Freude und Wonne, wohin auch das Auge nur schaut (Off. 4, 9—11; 5, 9—14; 7, 11. 12; 14, 2. 3; 19, 6. 7). Wahrlich, das ist überfließende, unaussprechliche, ewige, göttliche Freude. Und hast du nicht schon in der Gemeinschaft mit Jesu und Seinen Kindern d. Vorschmack jener Freuden genossen?

7. Schließlich, Gottes Kinder weren dort nicht nur ruhen und die herrlichen Dinge jenes Landes genießen, sondern **sie werden auch eine herrliche Beschäftigung haben.** O gewiß, sie werden recht tätig dort sein. Sie werden das Angesicht Gottes dort schauen, und die Wunder seiner neuen Schöpfung betrachten. Dann werden sie erkennen, gleichwie sie erkannt sind (1. Kor. 13, 12). O, wie groß wird ihnen da die Liebe Gottes und seine Allmacht und Weisheit werden. Wahrlich, das wird Leben und Seligkeit sein (Joh. 17, 3; Ps. 17, 15). Es wird sie mächtig auf die Knie ziehen, und sie werden Gott und das Lamm anbeten von Ewigkeit zu Ewigkeit. Ihre Herzen werden von Seiner unendlichen Liebe so ergriffen sein, das sie ewig übersprudeln werden mit Lob und Dank und Preis. Sie werden Ihm ein „Hallelujah" singen und Ihm auf den Harfen des Himmels spielen (Off. 15, 2. 3). Und sie werden Ihm dienen (Off. 7, 15; 22, 3) und mit Ihm „regieren von Ewigkeit zu Ewigkeit" (Off. 3, 21; 22. 5).

Leser, bist du schon ein Bürger jener himmlischen Heimat? — Höre: „Und es wird nicht hineingehen irgend ein Gemeines und das da Greuel tut und die Lüge, sondern die geschrieben sind im Lebensbuch des Lammes." (Off. 21, 27.)

Und du, o Gotteskind, freue dich, denn unsere Heimat ist in Sicht. Alle Zeichen rufen's uns zu: „Siehe, der Bräutigam kommt." — Mögen unsere „Lenden umgürtete" sein, und unsere „Lichter brennen" (Luk. 12, 35).

— Ende —

Aufforderung an die Gemeinde!

Die Choralbuchkommission hat das Inhaltsverzeichnis des neuen Choralbuchs in No. 12 der M. Rundschau zur allgemeinen Kenntnis gegeben.

Die Versammlung der Vorsänger und Chorleiter, denen diese Arbeit zur Begutachtung vorgelegt werden muß findet am 6. und 7. April statt.

Wir ersuchen hiermit dringend unsere Mennonitengemeinden es ihren Vertretern möglich zu machen diese Versammlung zu besuchen, da noch sehr wichtige Fragen zur Entscheidung vorliegen.

Gäste sind **willkommen.**

Die Kommission.

Erbaulicher Teil

Der Millionenschatz der Dynastie Romanow.

Aus der Geschichte berühmter russischer Diamanten.

Das Schicksal des „Orlow", des „Schah" und der anderen Solitäre der russischen Kronjuwelen beschäftigt noch immer die Phantasie nicht nur der russischen Massen, sondern auch des Auslandes. In dem russischen Diamantenfonds, der die Kostbarkeiten der Kronschatzkammer der Romanows enthält und dessen Verkauf die Sowietregierung seit Jahren begonnen hatte, um, wie sie erklärte, Geld zum Erwerb landwirtschaftlicher Maschinen und Einrichtungen zu beschaffen, befinden sich neben Prunkstücken, die bei Haupt- und Staatsaktionen verwendet wurden, neben den Kronen, Zeptern, Diademen usw. einzelne Steine, ja sogar Solitäre, deren Größe und Pracht, Schönheit und Reinheit ohne Gleichen ist und deren Reiz und Kostbarkeit durch den romantischen Ursprung noch erhöht wird.

Vom „Orlow", vom „Schah" und den anderen berühmten Steinen, die seit jeher die Raritäten unter den russischen Kronjuwelen darstellten, hat man schon viel vernommen und viele Märchen erzählen gehört. Anläßlich der Oeffnung der Schatzkammer durch die Sowietregierung, die seit dem Herbst des Vorjahres wiederholt auländischen Sachverständigen und Kauflustigen die scharf bewachten Räume in dem Nastaschinskij Pereulok in Moskau zugänglich machte, hat aber Professor Fersman, ein bekannter russischer Geologe, in einer Abhandlung, die im Bulletin der Akademie der Wissenschaften der Sowietrepublik abgedruckt wurde, genauere Daten über den Ursprung und das Schicksal dieser Solitäre bekannt gemacht. Er beginnt mit dem „Orlow," auch „Amsterdamer Diamant" genannt, der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts das Zarenzepter zierte und der größte Diamant der Sammlung ist. Der Ursprung des Steines ist noch nicht mit absoluter Sicherheit festgestellt. Professor Fersman kommt jedoch zu dem Schlusse, daß der Stein indischen Ursprunges ist und höchstwahrscheinlich ein Teil eines Steines, der 350 Karat wog und zu Beginn des 16. Jahrhunderts in den Minen von Gollur in Golconda gefunden wurde. Der Großmogul Schah Jehan, „Herr des Weltalls," ließ ihn schleifen und in die Form bringen, die er auch jetzt noch hat. Der „Orlow," der in jenen Tagen „Derhainoor," das heißt „Meer des Lichtes," genannt wurde, ist später in den Besitz des persischen Schahs Nadir gelangt, der 1737 Delhi eroberte. Danach wurde der Stein wiederholt gestohlen und kam vermutlich nach vielen Abenteuern 1767 nach Amsterdam, wo ihn 1773 Prinz Gregor Gregorjewitsch Orlow kaufte. Er schenkte ihn Katharina 2. an ihrem Namenstag. Auch das Gewicht des „Orlow" konnte bisher nicht genau festgestellt werden, weil er in einem eng schließenden Silberreifen gefaßt ist; er wird auf 190 bis 200 Karat geschätzt. Er ist von außergewöhnlicher Reinheit und hat eine matte bläulich-grüne Färbung. Wenn er auf seiner größten Fläche liegt, so betragen die Dimensionen des Steines: Länge 35 Millimeter, Breite 32 Millimeter, Höhe 22 Millimeter.

Ein würdiges Gegenstück zum „Orlow" bildet der „Schah". Auch ihn beschreibt Fersman in sehr interessanter Weise. Die Form des „Schah" ist so rätselhaft, daß man seinerzeit sogar glaubte, es nicht mit einem Diamanten, sondern mit irgendeiner unbekannten Art von Mineral zu tun zu haben. Roh skizziert, sagt Fersman, würde man ihn als ein längliches Prisma darstellen können. Das Gewicht beläuft sich auf 88.7 Karat. Was ferner auffällt, sind die geheimnisvoll aussehenden Inschriften auf drei der Flächen. Sie sind in persischer Sprache abgefaßt. Die älteste lautet: „Burhan-Nizam — Schah 2. Im Jahre 1000." (Burhan-Schah war Verwalter der Provinz Achmednagar, die unter der Souveränität des Großmoguls stand. Die Jahreszahl 1000 stimmt mit dem Jahre 1591 unserer Zeitrechnung überein.) Die zweite Inschrift besagt: „Sohn des Jehangir-Schah-Jahan-Schah. 1051." (Jehan oder Jahän war ein Enkel des Akbar, eines der Großmoguln. 1051 ist gleich 1641.) Die letzte Inschrift heißt: „Kajar-Fath' ali-Schah Sultan 1242." (Das ist ein persischer Schah um 1824.) Die Dimensionen sind: Länge 34 Millimeter, Breite 8 Millimeter, Höhe 11 Millimeter. Ueber die Geschichte des Steines kann folgendes mitgeteilt werden: Der Fundort ist unbekannt, doch dürfte er ebenfalls in Golconda gelegen sein. Die älteste Inschrift stellt fest, daß der „Schah" vor 1591 entdeckt wurde und im Besitz des Burhan-Schah in Achmednagar war. Vermutlich wurde er 1595 vom Großmogul Akbar erbeutet, als dieser eine Strafexpedition gegen Burhan-Schah unternahm. Sein Enkel Schah Jehan ließ die zweite Inschrift anbringen. Wahrscheinlich zugleich mit dem „Orlow" wurde er Eigentum des persischen Schahs Nadir bei der Eroberung von Delhi. Bis 1829 blieb er in Persien. Damals erhielt ihn die russische Krone, und zwar als Sühneopfer für die Ermordung des Schriftstellers Gribojedow, der diplomatischer Agent Rußlands in Teheran war und dort am 30. Januar 1829 umgebracht wurde.

Unter den seltsamen Steinen der Kronjuwelen nennt Fresman auch den Diamanten „Tafel", den großen Smaragd (36 Millimeter zu 32.5 Millimeter) und den Saphir, 39 Millimeter zu 34 Millimeter. Die „Tafel" ist ein sogenannter Porträtstein, ein platter Stein, der wie ein Spiegel in einem goldenen und emaillierten Rahmen gefaßt ist und eine Fläche von ungefähr 7.5 Quadratzentimeter bei einer Dicke von einem Viertelzentimeter und einem Gewicht von 25 Karat hat. Durch seine Größe hat der Stein auch noch einen besonderen technischen Wert, weil flache Steine von solchen Maßen mit unvergleichlichem Erfolg bei der neuen Röntgenspektroskopanalyse verwendet werden können. Der große Smaragd ist ebenfalls ein flacher Stein im Gewicht von 135 Karat. Die Farbe ist tief grün, mit einer bläulichen Färbung. Für einen Smaragd ist er von außerordentlicher Reinheit. Er stammt vermutlich aus Kolumbia und ist in Indien geschliffen. Das Gewicht des erwähnten Saphirs beträgt 260 Karat. Die Farbe ist kornblumenblau. Charakteristisch für diesen Stein ist die Gleichmäßigkeit seiner Farbe und sein herrlicher Glanz.

Der Gesamtwert der Kronjuwelen darf auf mindenstens 250 Millionen Goldrubel (über 125 Mill. Golddollar) geschätzt werden. Die russischen Experten stehen auf dem Standpunkte, daß der Wert größer ist, weil bei einzelnen Stücken ihre historische Bedeutung und ihre künstlerische Bearbeitung in Betracht komme.

Von der letzten Zarin.

Die September-Nummer der „Süddeutschen Monatshefte" ist „Als österreichische Rotekreuzschwester in Rußland" betitelt. Die Gräfin Anna Revertera, Tochter des österreichischen Botschafters am Vatikan, ging im Winter 1915-16 zur Besichtigung der Gefangenenlager nach Rußland. Ihre Beobachtungen vertraute sie ihrem Tagebuche an, das nun erscheint. Bilder unausdenkbaren Grauens ziehen vorüber, Elendsschilderungen und Zeugnisse stillen Heldentums, furchtbare Anklagen gegen den Krieg, aber auch Landschaftsskizzen, Kulturelles und historische Episoden. Wir geben eine Probe, die in Süddeutschland, in Hessen zumal, besonders interessieren wird:

Petersburg, den 27. November 1915. Wir wurden heute von der Kaiserin empfangen. Niemand wollte an die Möglichkeit dieser Audienz glauben, aber die Einladung kam, und wir fuhren mit der Eisenbahn durch düstere Vororte und freudlose Schneefelder nach Zarskoje. Ein Hofwagen erwartete uns am Bahnhofe, und unter dem Tore des Schlosses hieß uns Mme. Narischkine willkommen. Sie war sehr feierlich angetan, die kleine Figur erdrückt unter der Last des Schleppkleides, der vielen Spitzen und Federn und besonders der in Diamanten gefaßten Porträts der kaiserlichen Familie, die schwer, wie Pflastersteine, sie von Schulter zur Taille deckten. Das Schloß ist rein russisch im Stile, der Einschlag westlicher Kultur hie und da genügt nicht, um den allgemeinen Eindruck zu stören. Scharen von Leibgarden, Läufern und Dienern, mit fliegenden Federn und blinkenden Waffen drängen sich im Vorhause und auf der monumentalen Stiege — vor der Türe der Kaiserin standen regungslos der berühmte Neger. Sie entsprießen einigen Familien, die seit Jahrhunderten dem russischen Hofe die schwarzen Ehrenwachen der Zarewna liefern, aber kein noch so autokratisches Regime ist stark genug, um das Erblassen ihrer Haut zu verhindern. Sie ist trotz aller Sorgfalt nur mehr lichtgrau.

Die Kaiserin erwartete uns in ihrem Salon. Das strenge braune Kleid ihrer eigenen Gruppe von Rotenkreuzschwestern, das nicht weniger ernst und weltentrückt aussieht als der Habit einer katholischen Klosterfrau, umfloß die natürliche Majestät der hohen Gestalt. Sie ist wunderschön, aber was mir am meisten an ihr auffiel, war die unsagbare Schwermut, die ihrem ganzen Wesen aufgedrückt ist. Als sie in dem einen hohen Lehnstuhl, von langen, weißen Schleiern umhüllt, in tragischem Ernste vor uns saß, glich sie einer Märtyrerkönigin. Wenn sie spricht, vergeht der Ausdruck starren Ernstes, aber die Schwermut bleibt, sie verläßt sie nicht. Das Rote Kreuz und unsere Missionen waren natürlich der Hauptgegenstand, doch nicht der einzige der Unterraltung — die Kaiserin kannte meine Beziehungen in Rußland, sprach mit mir von meinen Verwandten und unseren gemeinschaftlichen Freunden im Auslande mit gewinnendem Wohlwollen. Während ich sie wie ein schönes Bild betrachtete, flogen meine Gedanken hinaus, vor die Tore des Schlosses, wo die Wellen des Hasses turmhoch steigen und über ihrem Kopfe zusammenzuschlagen drohen. Seitdem ich in Rußland bin, habe ich kein gutes Wort für sie gehört, nur Schimpf und Schande. Die unerschöpfte Reihe ihrer Wohltaten wird absichtlich verschwiegen. Das kaiserliche Kriegsspital von Zarskoje, wo sie die Verwundeten mit Hilfe ihrer Töchter Tag und Nacht pflegt, bietet ihr nicht einmal persönliche Sicherheit in den Krankenzimmern. Der Adel richtet sie ebenso feindselig wie die Straße, sieht in ihr nur die Deutsche und dadurch Rußlands natürliche Feindin, obwohl jeder einzelne genau weiß, daß ihre ganze Sympathie zuerst Rußland, dann der Heimat ihrer englischen Mutter gilt. — Das Bewußtsein erdrückender Unbeliebtheit lastet schwer auf ihrem Gemüte und der Unglücksstern, der sie verfolgt, setzt verhängnisvolle Worte auf ihre Lippen, die aus Leuten, welche ihr ehrlich helfen wollten, Feinde machen. Dieser offenkundige Haß entmutigt die verfolgte Kaiserin. Sie gibt, enttäuscht und verletzt, Wunsch und Hoffnung auf, die Liebe des Volkes zu gewinnen, und überläßt sie kampflos der lebhaften, alle Herzen im Sturme fesselnden Kaiserin-Mutter. In der prachtvollen Einsamkeit von Zarskoje lebt die ungeliebte Zarewna ihr stilles Leben der Selbstverleugnung, klaglos, obwohl sie den tragischen Ernst der Lage erfaßt hat, und weiß, daß die Waffen der Garden vielleicht eines Tages gegen ihren Mann und ihre Kinder gerichtet sein werden. Verrat lauert hinter jeder Ecke und schickt sie, in der Sehnsucht nach Trost und Vergessenheit, der verwirrenden Mystik des Wandermönches Rasputin in die Arme. Sein Einfluß überschattet den Hof wie eine drohende Wolke. Die Russen sehen ihre schöne Kaiserin nur von weitem, eine lebende Statue mit ungekannten Tragödien in den schwermütigen Augen.

— **Konteradmiral Richard E. Byrd** ist mit seiner Mannschaft bekanntlich wieder glücklich auf dem Südpolareise angelangt, aber er fühlt sich dort auf seinem alten Lagerplatze „Little America" nicht sicher. Wie er dieser Tage per Radio meldete, hebt und senkt sich das Eis mit der Flut und Ebbe des Roß-Meeres. Ein langer Riß hat sich in dem 60 Fuß dicken Eise gebildet, der sich bereits um eine Viertelmeile dem Lagerplatz genähert hat. Somit besteht Gefahr, daß das Lager auf einem sich lostrennenden Eisberg ins Meer hinausgeführt wird. Byrds Leute bringen bereits ihre Vorräte nach einer neuen, eine Meile entfernten Lagerstätte. — Eine Forschungsfahrt mit seinem Schiffe „Bear" überzeugte Byrd, daß sich im Pazifik-Quadrant der Antarktika kein Land befindet.

— **Toronto, Ont.** — **Ein Brand** äscherte die Lake View Mansions, ein fünfstöckiges Apartmenthaus in einem der Wohndistrikte von Toronto ein. Ungefähr 80 Familien mußten auf die Straße flüchten. Der angerichtete Sachschaden wurde auf nahezu $500,000 geschätzt. Mehr als 200 Personen wurden obdachlos. Der Brand brach im Erdgeschoß des Gebäudes aus.

„Rufe mich an in der Not, . . .“

Eine Erzählung für Jung und Alt.

Von Humani Petalus.

(Fortsetzung.)

Die Rinne war nicht voll. Auf dem breiten Fahrdamme, der die Rinne kreuzte, durften nach seiner Schätzung höchstens fünf Fuß Wasser sein und die Strömung war nicht stark, kaum zu bemerken, daß das Wasser leise zog.

Es war kälter geworden. Walde fror sehr, denn bis über die Hüften war er durchnäßt. Seine Kleider waren steif gefroren.

Um sich zu erwärmen, lief er hin und her und schlug sich die Arme um die Schultern.

Er glaubte die Rinne von Eis und Schnee frei, bestieg den Ssokoll und lenkte ihn das flache Ufer hinab ins Wasser hinein. Langsam, Schritt für Schritt, wie prüfend, ging Ssokoll vorwärts.

„Das geht ja über Erwarten gut,“ dachte Walde, denn über die Hälfte war zurückgelegt ohne ein Spur von Eis und Schnee im Wasser zu finden.

Als das Wasser die Steigbügeln erreichte, stellte sich Walde mit den Knien in den Sattel um nicht wieder naß zu werden.

Plötzlich blieb Ssokoll stehen, so das Walde fast vornüber ins Wasser gestürzt wäre und wieder im Sattel zu sitzen kam. Bis über die Knieen wurde er wieder naß.

Der so willige und folgsame Ssokoll rührte sich auf Waldes Befehl zum Gehen nicht von der Stelle. Selbst einige kräftige Rippenstöße hatten keinen Erfolg. Ssokoll stand wie eingegraben und war nicht zu bewegen einen Schritt vorwärts zu machen.

Walde lenkte ihn zurück; ein Wort genügte und gehorsam setzte sich Ssokoll in Bewegung, dem leisesten Zügeldruck folgend.

Vom Ufer aus lenkte Walde ihn wieder ins Wasser. Gehorsam und willig ging er hinein, aber an derselben Stelle blieb er wieder kurz stehen.

Alle Versuche Waldes, ihn vorwärts zu bringen, scheiterten an seiner Starrköpfigkeit, eine gewisse Linie nicht zu überschreiten.

Walde lenkte ihn zurück, er gehorchte. Mehrere Male wiederholte sich dieses Spiel mit derselben Erfolglosigkeit. Die Linie überschritt Ssokoll nicht. Walde schrieb es einer Laune Ssokolls zu, wurde böse, trieb ihn mit starken Schlägen und anfeuernden Worten an — umsonst!

Da verfiel Walde auf eine neue Idee. Er ritt zurück aufs Ufer, stieg aus dem Sattel und trampelte und schlug mit den Armen, bis er sich etwas erwärmt hatte.

Dann bestieg er Ssokoll wieder, lenkte ihn hinweg vom Ufer bis auf etwas sechzig Yard, riß ihn dann herum, stieß ihm die Hacken in die Seiten und schrie:

„Ja-a-hju-u-u!“

Wie ein Pfeil schoß Ssokoll in voller Karriere der Rinne zu, das flache Ufer hinab und ins Wasser hinein, das hochaufspritzte. Mit gewaltigem Sprung setzte er über die verhängnisvolle Linie.

Noch einen Sprung machte Ssokoll, aber auch das war ein mißlungener, denn er brachte ihn nur zwei Fuß weiter — bewahrte ihn aber vor dem Sturz, und wie festgemauert stand Ssokoll in vier Fuß tiefem Schneeschlamm und das Wasser über den Schnee reichte ihm fast bis auf den Rücken.

Wovor Utischka Walde noch besonders gewarnt hatte, war eingetroffen! Er saß mit Ssokoll so fest in dem zähen Schneeschlamm, daß der sich nicht von der Stelle bewegen konnte.

Ehe Walde den Ssokoll mit List über die verhängnisvolle Linie trieb, hatte er daran gedacht, daß da Eis oder Schnee sein könnte, hatte aber gehofft, daß Ssokoll mit gutem Anlauf und Schwung die verbliebenen, etwa zwanzig Yard, überwinden würde und hatte die Warnung Utischkas in den Wind geschlagen, Morosows freundliche Einladung nicht angenommen, und nun saß er fest!

Im Stillen bat er dem klugen und unschuldigen Tiere alle Scheltworte und Rippenstöße ab, die er ihm verabfolgt hatte.

Mit feinem Instinkt hatte Ssokoll die Gefahr gewittert und sich geweigert, hineinzugehen, bis Walde ihn mit List hineintrieb. Jetzt saßen beide so tief und fest im Schneeschlamm, daß wahrscheinlich, nach Utischkas Worten, beide Walde's Unbedachtsamkeit mit dem Erfrierungs- oder Erschöpfungstode würden bezahlen müssen.

Leidtun und Abbitten halfen hier nicht! Es mußte gehandelt werden. Aber was tun?

Das Pferd verlassen und versuchen zu Fuße oder schwimmend das eine oder das andere Ufer zu erreichen, war ein hoffnungsloses Unternehmen. Er schalt sich einen Toren, daß er Utischkas Warnung so leichtfertig in den Wind geschlagen hatte; er hatte doch selbst die Gelegenheit gehabt zu sehen, wie unglaublich fest dieser Treibsand - Schneeschlamm seine Opfer hielt. Vor einigen Jahren, an der Kamyschlak war es gewesen. Tauwetter, als er bei seinem Freunde in Gornoje auf Besuch gewesen war. Als sie am Kaffeetische saßen, kam der Vorarbeiter herein und meldete, daß ein zweijähriger Ochse an der Kamyschlak am Ufer in den „Driftsand“ geraten sei und nicht herauskönne. — Die besten Pferde wurden vor den Bretterwagen gespannt, Stricke, Ketten und breite Bohlen mitgenommen und der Wagen nahm soviele Männer mit, als hinaufkonnten und sie fuhren hin, den Ochsen herauszuhelfen. Er stand etwa drei Schritte vom Wasser ab am Ufer, etwa mehr wie Knietief im Driftsande versunken. Die Masse war so zähe und saugte den Fuß so schnell ein und so fest, daß niemand sich dem Ochsen nähern durfte. Nun legten sie die Drukbretter vom Wagen und die Bohlen nebenb d. Ochsen. Fast das ganze Dorf — die Männer— hatten sich eingefunden und alle halfen. Sie wollten den Ochsen auf die Bretter und Bohlen bringen, aber es war unmöglich — der stand so fest, als wäre er in Beton eingemauert. Menschen genug, eine dreimal schwerere Last ohne Mühe hochzuheben, packten an die Bohlen, die sie dem Ochsen unter den Bauch geschoben hatten und hoben mit aller Kraft, aber sie konnten ihn nicht aus der klebrigen Masse heben. Es blieb nichts zu tun übrig, als ihn mit Pferden herauszuschleppen. Stricke wurden möglichst sorgfältig um den Ochsen gelegt, die Pferde vorgespannt und langsam angetrieben . . . ! Ein Versuch, — der zweite —der dritte —, der Ochse kam nicht mit! Beim vierten Versuch, als die Pferde mit der Peitsche angetrieben wurden, brach das Sillscheit (Braken - plattd.- Tau). Schließlich schleppten zwei selten starke Kamele den Ochsen aus der Masse; seine Beine waren gebrochen — er mußte gleich geschlachtet werden.

In einer ähnlichen Schlammasse stak Waldes Pferd. Nicht so zähe, weil hier viel Schnee im Driftsande war, aber doch zähe genug, kein Pferd sich nicht rühren zu lassen!

Obwohl das gegenüberliegende Ufer nur etwa fünfzehn Yard entfernt war, wußte Walde, daß ers schwimmend nicht erreichen konnte, er war zu erschöpft, zu verfroren! Ließe er die Füße sinken, so würde er gleich im Schlamm feststecken. Dazu war noch die Gefahr, daß die Wasserschicht über dem Schnee, näher zum Ufer, überhaupt nicht tief genug war zum Schwimmen. . . .

„Nein, das geht nicht!“ sprach er vor sich hin, „aber was dann beginnen. . . .?“

Die Nacht, eine helle, klare, kalte Steppennacht war hereingebrochen.

Tatlos saß Walde auf dem Pferde und gab sich trüben Gedanken hin.

Daß er tatsächlich in Gefahr war, gab er zu bei sich selbst, aber das dies das Ende sein sollte . . . „Nein!“

„Nein! Dies nicht!“ Er hatte sich schon in viel gefährlicheren Lagen befunden und war immer davongekommen, wenn auch manchmal, mit einem blauen Auge . . . .!

„Tauwetter!“

Kein Mensch würde voraussichtlich dieses Weges kommen, denn bei Tauwetter blieb jedermann zuhause . . . und dazu noch in der Nacht . . . .

„Nein!“ Auf diese Weise Hilfe zu erlangen, darauf durfte er nicht hoffen, es sei denn, daß jemand zufällig des Weges komme!

„Zufällig? — Zufall?“

Gab's denn, gibt's einen Zufall?! Könnte ein Zufall ihn retten?

„Nein!“ An einen Zufall glaubte er nicht. Ein Zufall konnte ihn nicht retten, es müßte dann schon ein Wunder schehen, aber an Wunder glaubte er schon lange nicht mehr. Seit er die höhere Schule besucht und die wichtigsten Naturgesetze kennen gelernt hatte und bei jeder Wirkung immer gleich nach der Ursache gefragt und geforscht hatte, und sich deren Zusammenhang immer wieder im praktischen Leben hatte feststellen lassen, glaubte er nicht mehr an Wunder!

Oder doch . . . ! Er glaubte an die biblischen Wunder, wie er von Kindesbein an gelehrt worden war, daran zu glauben, und diesen Kinderglauben hatte ihm niemand und nichts rauben können bis auf diese Stunde.

Aber an neuzeitliche Wunder, von welchen in christlichen Blättern und Traktaten berichtet wurde . . . .?

„Nein!“ An neuzeitliche Wunder glaubte er nicht; besonders nicht, seit er großartige Erfolge im Geschäfte gehabt hatte und gesehen, wie das alles so ganz natürlich zugeht. Alles nach bestimmten Gesetzen. Im Handel zum Beispiel: Angebot und Nachfrage. Kennt man nur den Markt, verfolgt Angebot und Nachfrage und hat auch nur eine kleine Dose Mutterwitz, dann ist der Erfolgt sicher, ohne daß Wunder geschehen.

„Halt! Das ist auf materiellem Gebiet! Wie aber stehts damit auf geistigem und geistlichem Gebiet?“ glaubte Walde eine Stimme fragen zu hören.

Er sah sich nach allen Seiten um. Hatte da nicht jemand gesprochen? Wer? Wo?

Er konnte beide Ufer überblicken, aber da war kein Mensch zu sehen, nichts zu hören.

„Wunder auf geistlichem Gebiets?“ wiederholte er halblaut und beantwortete die Frage mit abweisender Handbewegung: „Gefühlsduseleien rühr'seliger Schwärmer, einfacher Menschen, die unfähig sind, Wirklichkeit und Einbildung auseinander zu halten!“

Daß er durch ein Wunder könnte gerettet werden, glaubte er nicht. Und doch gab er die Hoffnung noch nicht auf, auf ganz natürliche Weise aus dieser gefährlichen Lage hinauszukommen.

Hier auf so gemeiner Art das Leben zu verlieren, wo er eben im Süden der Ochranka (Politische Geheimpolizei der Zarenregierung) ein Schnippchen geschlagen und sich ihren Nachstellungen mit fein erdachten Zügen entzogen hatte, war undenkbar!

Ihn fror sehr, auch Ssokoll zitterte. Angestrengt dachte er, wie er sich wohl retten könnte, aber vergeblich strengte er sein Gehirn an.

Er fand keinen Weg zur Rettung! Um seine Füße dem nassen Elemente zu entziehen, hatte er sich in den Sattel gekniet, aber das arme Pferd stand ganz in dem kalten Wasser und mußte seinen Kopf hochhalten, wollte es seine Nase nicht im Wasser haben.

Ein konvulsives Zucken Ssokolls machte Walde auf eine andere Gefahr aufmerksam.

Ssokoll könnte ,mußte bald erfrieren und würde vorher noch versuchen, aus dem Schlamm sich herauszuarbeiten, könnte dabei stürzen und ihn ins Wasser schleudern oder gar ihn unter sich bekommen; diese Möglichkeit dürfe er nicht außer Acht lassen.

Es galt zu handeln; keine Zeit mehr war zu verlieren! Er fing an um Hilfe zu rufen; so aut er konnte, schrie er in die Nacht hinaus: „Hilfe, Hilfe! Helft mir! Rettet!“

(Fortsetzung folgt)

Kerlchen.

Kerlchens Trauer.
(Fortsetzung.)

„Schämen Sie sich," rief ich entrüstet.

„Nä, ech hab mich noch nie geschämt un will das Geschäft auch heite nich erscht anfangen, aber Se kennen ruhig bleiwe Freilein, eche „bin der Luft an Kusse entwurzelt", wie mal ä Dichter sehr scheene geschrieben hat, — un das kommt dawun her, daß ich iber „Bazillien" geläsen habe, die sich leichte durchs Kissen übertragen."

„Wenn Sie mir recht rasch sagen, was Sie für mich haben, und allen Blödsinn für sich behalten," rief ich, „dann sticke ich Ihnen auf Sammet ein Sonntagskäppchen."

„Abgemacht!"

Er schlug in meine dargereichte Hand, als sollte sie in Trümmer gehen, und dann holte er mit ungeheuer verschmitztem Ausdrucke in seinem faltenreichen Gesicht einen Brief aus der Brusttasche, den ich ihm sofort entriß.

„Ihrer Hochwohlgeboren Fräulein Felicitas N. Schlieden in Groß-Rhoda!"

„Woher?" fragte ich hastig.

„Von ihn!"

„Wann?"

„Ja, — das mechten Se wohl wisse, un ich will Ihnen au nich zappeln lasse, — um Mitternach warsch, — als er uff de Station machte, um nach Holstein zu preschen. Se Augen hat er sich balde ausgegucktnach den kleenen Fenster in ihren Stiebichen."

Und ich hatte geschlafen! Mein Fritz war vorbeigefahren und ich konnte schlafen, ich abscheuliches Murmeltier — — und nun war er fort!

Wie ein Wirbelwind flog ich in den Park und in „Tannenruh", der tiefdunklen, dichten Baumgruppe warf ich mich auf das weiche Moos nieder, küßte den Brief, zerdrückte ihn bis zur Unkenntlichkeit, glättete ihn wieder und öffnete endlich das Siegel. Ein Telegramm lag mit eingeschlossen in dem Bogen, und ich las nun mit eigenen Augen, was mir vorhin so unheimlich in den Ohren gegellt hatte:

„Rumohr brennt"!

Und dann der Brief, der liebe, liebe Brief!

„Mein Kerlelein, mein geliebtes Bräutchen, willst Du ganz, ganz tapfer sein? Ich muß nach Holstein, gleich, ohne Zaudern, und mein Liebling sieht es ein, daß es so und nicht anders sein kann, gelt? Dieses furchtbare Telegramm! Was werde ich finden? Einen rauchenden Trümmerhaufen? — Welch häßliches Omen, — gerade als ich mir im Geiste ein Haus aufbaue, um endlich mein Kleinod hineinretten zu können, — da zerfällt das wirkliche Heim in Asche, — er ist nun so abergläubisch geworden, Dein Fritz. — Du erhältst sofort Nachricht von mir, sobald ich in Rumohr angekommen bin, und will's Gott, kann ich in kurzer Zeit selbst kommen, um allen unser süßes Glück zu verkünden. — Und nun noch im Geiste einen Blick in die wunderherrlichsten Augen der weiten Welt und einen Kuß auf den süßesten Mund. Leb' wohl, mein tapferes Lieb! Dein treuer Fritz."

— — — — — — — — — —

Drei Tage bin ich nun tapfer gewesen, aber jetzt ist es ganz und gar vorbei damit.

Ich habe noch nicht ein einziges Zeilchen seither von Fritz bekommen, ich weiß nicht, ob er gesund ist, ob er lebt, ob Rumohr gerettet ist oder in Schutt und Trümmern liegt. Ich kann mir ja denken, daß Fritz alle Hände voll zu tun hat, — gewiß, — aber so ein paar Zeilchen sind doch schnell geschrieben, — er muß doch wissen, wie ich mich sorge. —

Ach, wie ist so mit einem Male aller Sonnenschein verschwunden! Der Sturm fegt über die kahlen Felder und heult um das Schloß wie eine klagende Menschenstimme. Ich bin sehr einsam und unsäglich traurig.

— — — — — — — — — —

Wieder sind drei Tage vorbei, — was soll ich nur tun? Ich kann doch nicht mehr ruhig hier abwarten? Oder muß ich das? Ist das eine Prüfung? Muß eine Braut immer und immer Vertrauen haben und „Ja" sagen, bloß weil der liebe Gott gesagt hat: „Er soll dein Herr sein"?

Darf Fritz nun alles tun, was er will? Auch mich quälen?

Aus mir selbst heraus hätte ich wohl alle diese Fragezeichen nicht gemacht, aber Baronesse Rinschi las gestern ein Buch vor, wenigstens ein Stückchen davon, und da hieß es, der Held hätte sich mit einem sehr jungen Mädchen verlobt und nachher „hatte er es gar nicht so gemeint".

Ich lief natürlich aus dem Zimmer, denn ich mußte so furchtbar weinen, während Rinschi und Pinschi Tränen lachten und immer abwechselnd riefen: „Das geschieht dem dummen Ding recht! Zu glauben, solch ein entzückender Mensch könnte mit ihm Ernst machen!"

Aber Fritz von Rumohr ist doch kein „entzückender Mensch"! Der ist doch viel mehr! Der ist doch ein Ehrenmann — — — und mein „Kamerad"!

Friedel! Liebling! Du! Hör' mich doch aus der weiten Ferne! Deinem Kerlelein ist so bange!

— — — — — — — — — —

Zwei Tage später.

Nun weiß ich, daß ein Unglück geschehen ist, und bin doch viel ruhiger, ich hab' nun alles dem lieben Gott befohlen, der verläßt mich nicht, der weiß schon in seiner Güte, daß er an so einem Heimatlosen, wie ich es bin, ganz besonders Vaterstelle zu vertreten hat.

Heut Morgen winkte mir der alte Kutscher heimlich zu, — er weiß, daß ich nicht in den Stall darf, — aber sein Gesicht sah aus, als wenn ich diesmal unbedingt das Verbot von Fräulein von Rhoda übertreten und ihm folgen müsse.

Die Futterkiste ist bereits zu einem wichtigen Faktor in meinem Leben geworden, denn aus ihr hat er mir heute von allem berichtet.

Fritz ist schwerkrank! Mein Fritz! Ohne Bewußtsein soll er da liegen, — es ist nicht zu ertragen! Ich muß mich ganz stark zusammennehmen, damit ich nicht aufschreie.

— — — — — — — — — —

Der Diener, den er mit auf die Reise nahm, ist zurückgekommen und hat alles erzählt. Gut und Dorf Rumohr sind verloren, ein Trunkenbold, den Fritz vor wenig Wochen entlassen, hat das Feuer angelegt, und die Frau dieses Menschen hat mein Fritz auf seinen Armen aus den Trümmern getragen. Als er dann auch noch den alten, siechen Vater hat holen wollen, ist ein schwere Balken auf ihn niedergesaust und hat ihm den Arm gebrochen. Meinem Fritz!

— — — — — — — — — —

O du lieber, lieber Gott im Himmel, willst du denn nicht wieder helfen? Sie haben meinen Herzensliebling in das einzige Haus gebracht, welches noch einigermaßen Dach und Wände hat, und der Kreisphysikus von P. hat meinen Fritz verbunden, und er kommt auch täglich mehrmals, um nach dem Rechten zu sehen. O könnt' ich dort sein! Könnt' ich ihn pflegen! Die Leute können sich so schwer um ihn kümmern, sie haben ja alle mit sich zu tun, eine weibliche Hilfe wäre gar nicht da, hat der Diener erzählt, der Doktor wollte erst eine barmherzige Schwester besorgen, — es hielte aber sehr schwer, weil in P. der Typhus sei. Der junge Diener reist wieder hin zu meinem Fritz, — ich bat den Kutscher, daß er einen Brief von mir besorgen sollte zum Mitnehmen, aber er schüttelte den Kopf.

„Herr von Rumohr erkennt niemand!"

Auch mich nicht, Fritz? Auch dein Kerlchen nicht? —

Lieber, barmherziger Gott, schick' mir doch einen guten Gedanken, den ich ausführen kann, der ihm hilft, — laß mich nicht so tatenlos jammern!

— — — — — — — — — —

Brief von Kerlchen an Frau Oberst Schlieden.

„Mein Muttchen! Gelt, Du tust alles genau so, wie ich es jetzt Dir sage? Du bist mein Muttchen, und ich brauche Dich so sehr, so sehr in diesem Augenblicke, und noch ein anderer braucht dich.

Fritz von Rumohr liegt schwer krank in dem einzigen Hause, das noch von dem abgebrannten Rumohr steht, er hat keine Pflege, mein Muttchen, und ich kann nicht zu ihm hin. Aber Du gehst, gelt, meine geliebte Mama, Du tust es? Du hattest ihn ja immer lieb, er ist so gut, — nicht wahr, Du hörst die Angst aus meinem Brief heraus und Du wirst Deine Felicitas nicht verzweifeln lassen. Du mußt gleich abreisen, mein Mütterchen, und darfst keinem Menschen sagen, daß ich Dich darum gebeten habe, und dann schreibst Du mir gleich, wie es Fritz von Rumohr geht, und pflegst ihn gesund, hörst Du?

Dein einsames Kerlchen.

Nachschrift: Liebes Herzensmuttchen, nicht wahr, Du reist wirklich gleich zu ihm, — ich will Dir lieber noch sagen, weshalb Du es ohne zu zögern tun mußt, Mutti.

Fritz von Rumohr ist Dein Sohn, liebes Mutti, er hat Dein Kerlchen lieb, und ich bin seine Braut, ja, das bin ich! Liebes Muttchen, ach reise doch rasch! Gelt? Jetzt tust Du es?! K."

Brief von Herrn Wolfgang von Rumohr an Kerlchen.

„Rumohr, den 3. Dezember.

Mein kleines, liebes Mädchen!

Laß Dir Dein Händchen schütteln, das den gesegneten Brief an Dein Mütterchen schrieb. Gelesen habe ich ihn nicht, aber ich weiß aus ihrem eigenen Munde, daß sie von Dir hergeschickt worden ist. Der Name „Rumohr", den ich zu Häupten meines Briefes vor das Datum gesetzt habe, ist der reine Hohn. Die Baracke, in der wir hausen, verdient den Namen nicht, morgen siedeln wir mit unserm lieben Kranken um, und zwar — — ins Schloß. — Verdient zwar auch nicht diese hochtönende Bezeichnung, aber es ist doch merkwürdig, daß nun, da der Riesenbrand vorbei und alles freigelegt worden ist, just ein paar Zimmer des alten Herrenhauses unter Dach und Fach geblieben sind, die kleinsten und schlichtesten von allen allerdings, in denen unsere Urahne, die eine gar einfache liebe Frau war, am liebsten gehaust hat, und in welche jetzt der Urenkel sein wundes und müdes Haupt betten soll.

Denn gar arg, schwach und hilfsbedürftig ist mein Fritzel, wie er da liegt mit dem zerbrochenen und geschienten Arm, mit der Wunde im Kopf und dem blassen Gesicht. Wie er wohl jetzt meiner Florence gefallen würde? Schön sieht er nicht aus, der Bart verwildert, die Haare abgeschoren, oder teilweise versengt, aber meinst Du nicht, daß seine Wunden, die er im Samariterdienst davon trug, besser zu Gesicht stehen, als weiß und rote Wangen?

Kleines Mädchen, was hatte ich für Sorgen um meinen Jungen, der mir lieb wie ein eigner ist!

Wie hab' ich die Zähne zusammengebissen, als der Diener mit der Schreckensbotschaft nach Mölln gejagt kam! — Auf der ganzen Reise hatte ich mir die öde Bude ausgemalt, darinnen mein Fritz ohne Pflege liegen sollte — — jawohl — die öde Bude stimmte, aber das andere Bildchen hatte mir der Diener nicht gezeichnet, — die zarte, vornehme Frauengestalt, die sich bei meinem Eintritt gerade über den Kranken neigte und mit weicher Hand die Umschläge erneuerte — —

Kerlchens Mütterchen!

(Fortsetzung folgt)

— **Ein Tornado hat New Orleans** getroffen und großen Schaden angerichtet.

Neueste Nachrichten

— **Das Geheimnis um das spurlose** Verschwinden des Heiligen Schwertes der russischen Zaren aus dem Geschlechte der Romanoff ist dieser Tage durch einen Zufall endgültig geklärt worden. Dieses Schwert ist so alt wie die Geschichte des Hauses Romanoff, da es von Generation zu Generation in den Besitz des jeweils regierenden Zaren überging. Im übrigen trugen es die russischen Kaiser, dem Hausgesetz zufolge, immer nur bei besonderen Anlässen u. bei feierlichen Gelegenheiten. Die Waffe ist ein wundervoll gearbeiteter Kosakensäbel, in dessen Knauf 36 große Diamanten gefaßt waren, von dem jeder einzelne schon einen ziemlich bedeutenden Wert darstellt. Der Ueberlieferung gemäß durfte ein solcher Diamant nur dann in den Knauf eingesetzt werden, wenn eine siegreiche, große Schlacht gefeiert wurde. Für gewöhnlich ruhte das Heilige Schwert auf einem feinen Sammetkissen und wurde zusammen mit den anderen Kronjuwelen unter Verschluß gehalten; der letzte Zar Nikolaus II. hat es nur noch ganz selten getragen.

Als nun die Revolution in Rußland ausbrach, beschlagnahmten die siegreichen Bolschewisten auch die Kassenschränke im Winterpalast. In den Behältern ist auch der ganze ungeheure wertvolle Schmuck der Zarenfamilie gefunden worden, außerdem die Kronjuwelen und die Insignien. Der ehrwürdige Kosakensäbel, das Heilige Schwert der Romanoff, war dagegen unauffindbar. Es wurden in der Folgezeit sämtliche kaiserlichen Schlösser nach der Waffe durchgesucht, aber sie war und blieb verschwunden. Vor einigen Tagen wurde nun mit Restaurierungsarbeiten im Winterpalast in Leningrad begonnen, wobei eine Mauer, die sowieso einzustürzen drohte, abgerissen worden ist. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf einen in der Mauer eingemauerten eisernen Kasten, der verschlossen und mit dem Siegel Nikolaus II. versehen war.

Der Kasten wurde daraufhin von den Arbeitern dem Direktor des Museums von Leningrad übergeben. Dort ist er dann sachverständig geöffnet worden, wobei sich zum maßlosen Erstaunen der Anwesenden herausstellte, daß er die seit so vielen Jahren vergeblich gesuchte, unersetzlich wertvolle geschichtliche Erinnerung an die Zarenzeit Rußlands, das Heilige Schwert der Romanoff enthielt. Auch die Diamanten waren alle noch vorhanden, in gut erhaltenem Zustand und funkelten von dem über und über mit Gold und Elfenbein verzierten Degenknauf. An dem Knauf war außerdem ein kleines Kärtchen gefestigt, auf dem die nachstehenden Worte zu lesen waren: „Das Heilige Schwert soll nicht in die Hände der Feinde fallen!"

Allem Anschein nach ist also damals das kostbare Waffenstück von einem treuen und ergebenen Höfling entwendet und dort in der Mauer versteckt worden, um dieses allen Monarchisten Rußlands Heilige Schwert nicht als Beute in die Hände der siegreichen Revolutionäre fallen zu lassen.

— **Von München wird berichtet,** daß anläßlich einer großen Feier gelegentlich des Jahrestages der ersten nationalsozialistischen Reichstagsitzung von Reichskanzler Adolf Hitler eine bedeutsame Rede gehalten wurde, in welcher er auch über das Arbeitsprogramm für das neue Jahr sprach.

„Durch die Ansetzung von 150,000,000 Mark (etwa $59,550,000) für Darlehen an Neuverheiratete erwarten wir 300,000 junge Mädchen bis zum Jahre 1935, zur Eingehung der Ehe zu veranlassen," sagte Hitler. Der Plan sieht zinsfreie Darlehen bis zu 1000 Mark für Paare vor, vorausgesetzt, daß das Aufgebot erfolgt ist, daß die junge Frau mindestens sechs Monate vor ihrer Hochzeit gewerblich tätig gewesen ist, und sich verpflichtet, sich nicht wieder gewerblich zu betätigen, solange das Einkommen ihres Mannes 125 Mark monatlich übersteigt. Andere Punkte des Arbeitsbeschaffungs-Progamms der Regierung sind die Auswerfung von 300,000,000 Mark für Steuergutscheine und 660,000,000 Mark für Landstraßenbau.

Hitler betonte erneut das Bestreben Deutschlands, den Wert der deutschen Mark auf dem gegenwärtigen Stand zu halten.

Mit Bezug auf das Wirtschaftsprogramm der Regierung für das kommende Jahr versicherte Hitler: „Jeder Versuch einer Erhöhung der Warenpreise zur Aufbringung von Dividenden wird rücksichtslos unterbunden werden.

„Geschäftsleben und Industrie werden von Theorien und beschränkender Gesetzgebung befreit, und jeder anständige Unternehmer wird ermutigt werden. Es werden nie wieder Geschenke an die Industrie ausgehändigt werden.

— **Asuncion, Paraguay. — Die** ersten japanischen Siedler trafen im östlichen Paraguay ein, wo man ihnen am oberen Parana Land zur Bebauung gegeben hat. Sie wollen hauptsächlich Baumwolle anpflanzen. Ihnen werden sich Mitte April 150 weißrussische Familien zugesellen, deren Einwanderung von 5000 anderen bereits angesiedelten russischen Familien organisiert und finanziert wurde.

Alle diese Kolonisten müssen sich verpflichten, das Land im Kriegsfalle zu verteidigen. Ausgeschlossen sind nur die Mennoniten, denen ihr religiöser Glaube verbietet, in den Krieg zu ziehen.

— **Wien. Die neue österreichische** Verfassung nähert sich ihrer Vollendung. Der Entwurf wird bereits in der Wiener Presse besprochen, vor allem in dem offiziellen christlich-sozialen Regierungsorgan „Weltblatt", welches hervorhebt, daß das Wort „Republik" in der neuen Verfassung nicht mehr erscheinen, sondern nur noch von „Oesterreich" und dem „Bundesstaat Oesterreich" die Rede sein soll. Damit wird zum ersten Mal zugegeben, daß die österreichische Republik ein Ding der Vergangenheit geworden ist.

Schon rein äußerlich kennzeichneten sich die Vorbereitungen für den neuen Verfassungsentwurf durch eine Volkszählung, durch die man besonders die militärische Ausbildung aller Oesterreicher feststellen will.

— **Paris. — Nachdem es bei der** Einlieferung von acht in den Stawisky-Skandal verwickelten Personen zu neuen stürmischen Szenen in den Straßen von Paris gekommen ist, sah sich Ministerpräsident Gaston Doumergue wiederum zu der Bekanntgabe des Versprechens veranlaßt, daß die Regierung alles tun werde, um den Fall aufzuklären und die Schuldigen ihrer Bestrafung zuzuführen.

— **Victoria, B. C. Die Provinzial**regierung von British Columbien hat der Legislatur eine Vorlage unterbreitet, ein „Gesetz für besondere Vollmachten". Diese Vorlage hat nicht nur in British Columbien, sondern in ganz Canada großes Aufsehen erregt, weil damit auch in Canada der erste Schritt auf dem Wege zu einem Regierungssystem nach dem Vorbild Hitlers und Mussolinis unternommen wird. Die von der liberalen Pattullo-Regierung geforderten Vollmachten stellen alles in den Schatten, was im britischen Reiche jemals von einer Regierung an Machtvollkommenheiten in Anspruch genommen worden ist, abgesehen von der Zeit des Weltkrieges. Im Hinblick darauf erklärten Abgeordnete der Opposition bereits, es handle sich um die Einführung einer „Diktatur". Es ist angenommen.

Das „Gesetz für besondere Vollmachten" ermächtigt die Regierung zu folgenden Befugnissen:

1) Die Naturwerte der Provinz zu verwalten, auszunützen oder zu verkaufen.

2) Geld zu leihen.

3) Geld an Munizipalitäten und Industrien auszuleihen.

4) Bei Behandlung aller Fragen, welche sich auf Munizipalitäten, öffentliche Arbeiten, Eigentums- und Bürgerrechte beziehen, übt die Regierung in vollem Ausmaße die Machtvollkommenheiten der Legislatur aus.

Zur Sicherung des „demokratischen" Prinzips sind folgende drei Richtlinien vorgesehen:

1) Alle Verfügungen, Verordnungen und „Transaktionen" müssen in der „Gazette bekannt gegeben werden.

2) Die Vollmachten bleiben nur bis zur Vertagung der nächsten Session der Legislatur in Kraft.

3) Alle „Transaktionen" auf Grund des Ermächtigungsgesetzes sollen der Legislatur innerhalb 15 Tagen nach Eröffnung der nächsten Session unterbreitet werden.

— **Berlin. — Litauen hat die bei**den im Memelland bestehenden deutschen Parteien verboten. Die Lage in Memel ist nach wie vor sehr gespannt. Vergeblich haben die Deutschen in Litauen im Hinblick auf die Litauisierung der Postbeziehungen auf den Art. 27 des berühmten Memelstatus verwiesen, der lautet: „Die litauische und die deutsche Sprache werden zu gleichen Rechten als Amtssprachen im Memelgebiet anerkannt."

— **Winnipeg, Man. — Hiesige** Getreidehändler erwarten, daß sich auf dem Gebiete des Getreidehandels ernstliche Unstimmigkeiten mit Argentinien bemerkbar machen werden. Die Ursache dafür wird darin gesucht, daß Argentinien mehr Weizen ausführen will als seine Quota von 147,000,000 Buschel beträgt. Die Weigerung Argentiniens, der Weizenkonferenz in Rom im nächsten Monat beizuwohnen, wird als ein Zeichen dafür betrachtet, daß das Land sich nicht mehr an das internationale Weizenabkommen halten will.

— **Paris. — In einer geheimen** Mitteilung, die einer Abrüstungsnote an Großbritanien beigefügt wurde, sucht Frankreich eine Wiedererrichtung der alten Entente zu erreichen, durch die England in den Weltkrieg gezogen worden ist.

In der Abrüstungsnote selbst, die Frankreichs Stellungnahme zu kürzlichen britischen Vermittlungsbemühungen in der Abrüstungsfrage darlegt, wird nur ganz vorsichtig von diesem französischen Wunsche gesprochen, indem die Notwendigkeit von Sicherheiten gegen Verletzung eines Abrüstungsabkommens betont wird.

„Wenn Verletzungen die Sicherheit eines Staates gefährden, sollten die Mächte gemeinsam im Interesse der bedrohten Nation handeln", heißt es in der Note. „Dieses gemeinsame Vorgehen sollte besonders dann erfolgen, wenn die Verletzung in Agressivität ausartet."

Wenn Großbritannien sich nicht entschließen kann, Hilfe gegen einen Angreiferstaat zu garantieren, so ist nach dem in der französischen Note vertretenen Standpunkt die Genfer Abrüstungskonferenz tot.

— **Genf. — Leitende Persönlich**keiten des Völkerbundsekretariats gaben der Hoffnung Ausdruck, daß Rußland sich entschließen werde, dem Völkerbund beizutreten. Es verlautet gleichzeitig, daß eine Möglichkeit hierfür vorhanden sei, vorausgesetzt, daß den Russen ein Dauersitz im Völkerbundrat zugestanden wird.

— **London. — Großbritannien** gab aller Welt bekannt, daß es entschlossen ist, Ebenbürtigkeit in der Luft herzustellen, so lange andere Nationen an ihren Luftschiffbauprogrammen festhalten.

Kaiserin Auguste Viktoria.

Von Marga von Reutzell

Dolzig.

Leichte Oktobernebel umschleiern das schlichte Herrenhaus des Gutes Dolzig. Es ist die Frühe des 22. Oktobers 1858. Im südöstlichen Eckzimmer des ersten Stockwerks blickt eine junge Menschenknospe mit großen, blauen Augen zum erstenmal erstaunt in diese Welt. Glücklich beugt sich der Vater, Prinz Friedrich Christian von Schleswig-Holstein, über das Töchterlein, das vom Arm der Mutter fest umschlungen, wohlgeborgen ruht. Aus bewegten Elternherzen steigt ein heißes Dankgebet zum Allerhöchsten, der ihnen das neue Glück schenkte, denn der erste Sohn war ihnen einige Wochen zuvor durch den Tod entrissen worden.

„Auguste Viktoria," flüsterte der Prinz, segnend legte er seine Hand auf das Köpflein des Kindes. Seine Augen gleiten in die Ferne. . . Wie graue Geistergestalten weben und schweben die Morgennebel vor den Fenstrn, und der Frühwind raunt ein Lied von der Zukunft. Der Vater lauscht — gedankenverloren. Im Traum lächelt sein Weib, leise atmet das Neugeborene an ihrem Herzen. Ihm aber ist es, als ob Schleier zerrissen, die Gegenwart versinkt, heimliche Stimmen von kommenden Zeiten erzählen.

„Kronen wirst du tragen, Mägdlein," haucht die eine, „die Krone höchster irdischer Ehren — die Krone gesegneter Mutterschaft," dumpf klingt eine andere auf: „Der Dornenreif wird deine Stirn so pressen, daß Blutstropfen fließen. In der Verbannung hier schlägst du die Augen auf — in der Verbannung stirbst du dereinst." Eine dritte aber jubelt: „Die höchste Krone wird dein Lohn werden, die Krone der ewigen Seligket."

Der Prinz sinkt am Bett in die Knie, stumm faltet er die Hände.

Sieben Jahre hindurch lebte die kleine Prinzessin, harmlos glücklich, in ungebundener Kinderlust in Dolzig. Sie liebte die Natur, die ernteschweren Felder, den herben Duft der Wälder, die weiten Parkwege, sie liebte die Tiere, die schneeweißen Lämmchen, die großäugigen Kühe, die rassigen Pferde! Sie liebte die arbeitsamen, treuherzigen Landleute. So wuchs sie in freier Entfaltung ihrer schönen Herzesgaben, in Natürlichkeit, Einfachheit und Frische und in frommem Sinn ihrer hohen Berufung zu.

Es kam der 22. Oktober, an dem sie das siebente Lebensjahr vollendete. Noch lockte die Sonne, und der Herbst spendete einen letzten, köstlichen Sommertag. Der Geburtstag des Prinzeßchen wurde im Freien gefeiert. Auf einem munteren Holzfeuer wurde das Geburtagsessen in der schönen Natur, am herbstbunten Waldsaum, bereitet. Herzvergnügt tafelte das Geburtstagskind mit Eltern und Geschwistern und vermißte den höfischen Prunk nicht.

Bald aber hieß es scheiden von dem holden Kindheitsparadies. Die fürstliche Familie verließ Dolzig für immer. Es war für Auguste Viktoria ein Abschied, dem niemals eine Heimkehr folgte; denn sie hat die Stätte ihrer Geburt und ihres ersten Kindesglücks nicht wiedergesehen.

Potsdam.

Die Wellen des Heiligen Sees umspielen das Marmorpalais, das anmutige Schlößchen, das durch seine reizvolle Lage am Wasser, inmitten uralter Parkzäume, von Rosen verschwenderisch umduftet, wie dazu geschaffen ist, ein junges Glück zu behüten.

Hier verleben Auguste Viktoria und Prinz Wilhelm von Preußen ihre erste Ehezeit. Noch lebt der Großvater, der Heldengreis, u. wacht über Deutschlands Geschick, noch erblickt das deutsche Volk in seinem Sohn, dem Kronprinzen, das Urbild kraftvoller Männlichkeit. Gottes Segen ruht auf dem Vaterlande, denn im Blütenmonat Mai 1883 gibt in dem Wasserschlößchen die junge Prinzessin Wilhelm dem ersten Sohn das Leben. Der alte Kaiser ist Urgroßvater geworden; sein Auge, das einst Preußens Schmach sah, ruht nun glücklich auf dem Urenkel, der in der vierten Generation den deutschen Kaiserthron erben wird. Und das Volk jubelt: „Vier Kaiser!"

Noch lacht die Sonne über Deutschland, doch schon steigen Schatten herauf.

Bald läßt es sich nicht mehr verhehlen, daß das Leiden des Thronfolgers Todesgefahr in sich birgt, sein Martyrium beginnt. Am 9. März 1888 geht der alte Kaiser nach einem reicherfüllten Dasein heim, am 15. Juni naht seinem Sohn die Erlösung von unerhörter Qual.

Auguste Viktoria ist deutsche Kaiserin.

Jahre sinken! Im vollsten Frieden, im Glanz eines stolzen Reiches, vom Volksjubel umtönt, feiert das Kaiserpaar im Juni 1913 das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum.

Da bricht 1914 der Weltkrieg aus. Vier Jahre voll schwerster Erschütterungen, höchster Anspannung aller Seelen- und Körperkräfte folgt nun für die Kaiserin. Ihr altes Herzleiden verschlimmert sich, aber unermüdlich peitscht sie die versagenden Glieder zu übermenschlichen Leistungen auf, um aufopfernd dem Vaterlande in seiner höchsten Not zu dienen. Die Hoffnung auf den Endsieg läßt sie nicht erlahmen.

Da kommt der 9. November 1918! Die Kaiserin weilt im Neuen Palais. Hier trifft sie der härteste Schlag: die Nachricht, daß der Kaiser, um einen Bürgerkrieg zu verhüten, abgedankt hat. Nun findet sie keine Ruhe mehr. Ihr Gefühl drängt sie zu dem Gemahl, der fern von ihr Bitterstes leidet. Ihr Herz aber blutet, gedenkt sie des Abschiedes von der Heimat. Sie überwindet auch dies und eilt zu ihm, dem sie einst in glückseliger Hoffnung sich zu eigen gegeben, mit dem sie Tage schönsten Glückes, tiefen Leides durchlebt, mit dem sie nun die herbste aller Prüfungen teilen will.

Am 27. November verläßt sie Potsdam — im Sarge kehrt sie wieder heim.

Doorn.

Dort, im fernen Holland, liegt eine alte Wasserburg, efeubewachsen, ein schlichter Backsteinbau, mit nur vierzehn Zimmern; hier fand das leidgeprüfte Kaiserpaar eine Zufluchtsstätte, ein Asyl des Friedens — nach mehr als vier sturmumtobten Blutsjahren.

Stark und heldenhaft trug die Kaiserin das tiefe Leid ihres Geschicks. Krone und Land verloren, heimatberaubt, wuchs sie in ihren letzten Lebenstagen zu der Größe einer sich aufopfernden Dulderin und Trösterin empor. Den Todeskeim im Herzen, von Heimweh zernagt, trug sie das harte Los der Verbannung mit königlicher Würde und vorbildlicher Selbstlosigkeit. Sie lebte nur noch für den Gemahl. Ihm Trost und Kraft zu schenken, seine Einsamkeit mit ihrer Liebe zu verklären, erkannte sie fortan als heilige Berufung, Ihr Wille hielt sie aufrecht. Sie bezwang mit eiserner Selbstbeherrschung die quälenden Körperleiden, die zur Unerträglichkeit wuchsen, bezwang die zehrende Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Deutsche Sträucher, aus der Heimat gesandt, blühten in dem holländischen Park, sie aber träumte von ihrem Rosengarten in Sanssouci. Im Geist schaute sie das Neue Palais und jenen kleinen Tempel, nicht weit davon entfernt, den Friedrich der Große baute. Da, wo die alten Linden des Königsparkes rauschen, wollte sie ruhen. Sie fühlte es, daß sie als Lebende die Heimat nicht wiedersehen würde, aber immer wieder sagt sie ihrer Umgebung: „In der Heimat will ich einmal schlafen."

Die Herzbeschwerden verschlimmerten sich von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, bald war die Kaiserin an den Krankenstuhl und dann an das Leidensbett gefesselt. Immer wieder aber siegte ihr mächtiger Lebenswille, weil sie auf Erden noch höchste Pflicht zu erfüllen hatte. Der Gedanke, den Kaiser einsam zurückzulassen, peinigte sie beständig. Doch das kranke Herz versagte endlich seinen Dienst.

Am 2. April 1921 wurde folgender Krankenbericht veröffentlicht: „Der körperliche Verfall schreitet langsam und unter Schwankungen, aber sichtlich fort. In den letzten Tagen war das subjektive Befinden wieder schlechter. Nur die liebevolle und sachkundige Pflege durch die Familienmitglieder und die Pflegerinnen haben bisher die Kaiserin erhalten."

Acht Tage kämpfte Kaiserin Auguste Viktoria mit dem Tode. Fern der Heimat verschied sie in Frieden am 11. April, früh um 6 Uhr. Die Dulderin hatte ausgerungen. In ihrem Sterbezimmer stand ihr Sarg in Blumen gehüllt, Verklärung des Todes hatte sich über ihre leidenden Züge gebreitet. Draußen lächelte ein junger Frühlingstag, und die Rhododendren blühten.

Am nächsten Tage fand eine stille Familienfeier in Doorn statt. Dann trug man Deutschlands Kaiserin unter Fackelschein hinaus aus dem Schlößchen — ihre Heimfahrt begann. Sie wurde zu einem Triumpfzug für die Vollendete. Das deutsche Volk trauerte an ihrer Bahre. Und im Schloß Doorn trauerte vereinsamt, und mit blutendem Herzen der treue Gefährte ihres Lebens, dem versagt war, „seinem Dornröschen" das letzte Geleit in die Heimat zu geben.

—Abendschule.

— Tokio. — **Bestrebungen brasi**lianischer Behörden, eine Einwanderungssperre gegen die Japaner zu errichten, riefen dieser Tage in hiesigen Regierungskreisen starke Beunruhigung hervor. Wie verlautet, ist beabsichtigt, diese Sperre zu einem Teil der brasilianischen Verfassung zu machen. Die Stimmung scheint so ziemlich dieselbe zu sein, wie vor zehn Jahren in den Vereinigten Staaten, als der Kongreß die japanische Einwanderung verbot.

Brasilien hat in den letzten Jahren mehr japanische Einwanderer aufgenommen als irgendein anderes Land. 1933 wanderten 22,310 Japaner dort ein.

— Washington. — Der neue Plan, nach dem den Philippineninseln die politische Unabhängigkeit nach Verlauf von zehn bis zwölf Jahren gegeben werden soll, ist nunmehr vom amerikanischen Bundessenat gutgeheißen, und unverzüglich dem Weißen Hause zugestellt worden. Der Plan, der von den hier anwesenden Vertretern der Legislatur der Philippinen als annehmbar bezeichnet worden ist, ist in vielen Dingen dem anderen ähnlich, der vor kurzem von der Inssellegislatur abgelehnt worden ist.

— **Im Hafen von Tacoma, Wash.,** lief zu einem Freundschaftsbesuch mit wehender schwarz-weiß-roter und Hakenkreuz-Flage der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ ein. Das Deutschtum an der Pazifik-Küste des Nordwestens wetteifert, seinen Gästen angenehme Tage zu bereiten. U. a. ist in Tacoma ein öffentlicher Empfang und Aufmarsch vom Schiff zum städtischen Auditorium geplant. Ferner sind Feste in den benachbarten Städten Seattle und Portland, Oregon, zu Ehren der Besucher aus der alten Heimat arrangiert worden.

— **Die französische Regierung hat** einen Plan zur Verstärkung des französischen Heeres bekanntgegeben. Er sieht vor, Arbeitslose in die Armee einzureihen, um diese zu verstärken, da sich jetzt der Geburtenausfall während des Krieges bei der Einziehung der Rekruten empfindlich bemerkbar macht.

— **Verkehrsflugzeug in Peru abgestürzt.** Drei Personen büßten bei dem Unfall, der sich in Lima, Peru, ereignete, das Leben ein.

— **Bukarest, Rumänien.** — **Die** Geheimpolizei ist mit der Untersuchung einer angeblichen Verschwörung gegen das Leben des Königs Carol beschäftigt. Gewisse Anzeichen sollen darauf hindeuten, daß die faschiistische Eiserne Garde an der Verschwörung beteiligt ist. Professor Victor Gomiou, ein hervorragender Chirurg und Freund der Königin Elisabeth, befindet sich las angeblicher Teilnehmer an der Verschwörung in Haft.

— **Aus Bukarest wird gemeldet:** Aus den letzten Mitteilungen des statistischen Amtes über die Volksbewegung in Rumänien geht hervor, daß die Geburtenzunahme in den rumänischen Dörfern im Oktober des Vorjahres bis zu 41,9 per 1000 Einwohner betrug. In 21 Bezirken betrug die Gebrutenzunahme 50 pro 1000, in vier Bezirken entfielen sogar 60 Geburten auf 1000 Einwohner. Das Bulletin bemerkt hierzu: „Diese in den modernen Statistiken einzig dastehenden Ziffern bestätigen die außergewöhnliche Lebensfähigkeit des rumänischen Volkes“.

— **Miß Margaret Bothamley, die** neuerdings längere Zeit in Deutschland gereist ist, sprach im nationalen liberalen Klub in London über ihre Beobachtungen und Eindrücke. Sie sagte, sie sei Anfang vorigen Jahres erschreckt gewesen über all das, was sie über Deutschland gelesen habe, aber ihre Gefühle gegenüber dem nationalsozialistischen Regime hätten sich geändert. Sie sei überzeugt, daß die nationalsozialistische Bewegung eine große Bewegung des Volks sei. Würde es nicht klug sein, so sagte die Rednerin, wenn man eine solche Bewegung begrüßt und dann man im Zentrum Europas lieber ein gesundes, reiches und ehrliches Deutschland statt eines chaotischen Deutschlands sieht?

— **Der rumänische Außenminister** Titulescu hat erklärt, die Haltung Frankreichs und Italiens in der österreichischen Frage gefährde die rumänisch-französischen Beziehungen auf das bedenklichste. Die Kleine Entente müsse sich sehr ernsthaft überlegen, ob sie noch länger Frankreichs Politik in Osteuropa unterstützen könne.

— **Die seit einiger Zeit in der Umgebung** von Mühlhausen in Thüringen unternommenen Erdölbohrungen haben bisher zu sehr günstigen Ergebnissen geführt. In einer Tiefe von ungefähr tausend Metern ist man, wie die Frankfurter Wochenschrift „Die Umschau“ mitteilt, auf große Mengen von Erdgas gestoßen, die zugleich Anhalt für Erdölvorkommen geben.

— **Mendoza, Argentinien, den 22.** März. Eine der rätselhaftesten Tragödien der Luft wurde heute mit der Auffindung des Passagierflugzeugs „San Jose“, das vor 20 Monaten beim Flug über die Anden spurlos verschwunden war, aufgeklärt.

Das Flugzeug, Eigentum der Pan-American Airways, wurde von Angestellten des Hotels Puenta del Inca, das am Fuße des 23,300 Fuß hohen Berges Aconcagua unweit der chilenischen Grenze gelegen ist, entdeckt. Die Leichen der neun Personen, die sich auf dem Flugzeug befunden hatten, darunter zwei amerikanische Bürger, lagen unter einer tiefen Schneedecke. Sieben der Leichen waren gut erhalten, den beiden anderen jedoch fehlten die Köpfe.

Adressat gesucht.

In der Redaktion dieses Blattes befindet sich ein Brief an H. H. Neufeld, Bassano, Alta. Box 172, von Christian Krügler aus Ebenfeld, Nordkaukasien.

D. A. Dyck

Uhren-Reparatur-Werkstatt,
Winkler, Man.

Reparaturen und Neuarbeiten an Uhren aller Art, sowie an Goldsachen und Brillen, werden gewissenhaft und zu erniedrigten Preisen ausgeführt. Postaufträge werden möglichst schnell zurückgesandt.

Seit 30 Jahren bewährtes Geschäft!

Im Zentrum

der Mennoniten, 48 Lily St., werden für niedrige Preise Zimmer, mit oder ohne Kost, vermietet. Der Platz ist zwei Block vom C.P.R.-Bahnhof gelegen.

Frau A. B. Wartentin
Winnipeg, — Phone 93 822 — Man.

Zu verkaufen

eine Hofstelle 200 auf 50 mit kleinem Hause in Reedley, California, Riverview Str. Bin auch bereit, obiges auf Land oder Hofstelle mit Haus im südlichen Ontario, Canada, zu vertauschen. Auskunft zu erhalten bei Herrn M. B. Fast, Reedley, Calif.; oder bei J. A. Penner, 6 Moir Ave., Toronto, Ont., Canada.

Eine halbe Sektion

Land zu verkaufen oder zu verrenten. Renter kann etwas Gerätschaft: Binder, Drille, Pflug mitrenten, wenn gewünscht, oder billig kaufen. 8 Acker Brache, 60 Acker waren letztes Jahr brach. Ungefähr 3 Meilen von Herbert. Viel Wasser. Gebäude. Um Auskunft wende man sich an

Box 301, Sunnyslope, Alta.

Bekanntmachung.

Der M. L. V. bietet bei Kauf von Wirtschafts- und Hausbedarf und bei Verkauf von Farmerzeugnissen seine Vermittlung an.

Geflügel und Butter haben jetzt vor den Osterfeiertagen einen guten Preis. Gasolin, Kerosin und Oel; Pflugschare für irgend ein Model von Pflügen (die bewährten Gebr. Eberhard Erzeugnisse); Cream Separatoren verschiedener Marken u. Werkzeuge; Formalin; jeglicher Zubehör für Bienenzüchter; Sämereien für Feld u. Garten; Groceries irgend einer Art können durch den Verein mit gutem Rabat gekauft werden.

Um persönliche oder schriftliche Bestellungen u. Nachfragen wird gebeten.

Mennonitischer
Landwirtschaftlicher Verein
213 Selkirk Ave. — Winnipeg, Man.

Zwei Passagiere

gesucht für eine Autofahrt nach Britisch Columbia. Abfahrt anfangs April. Angebote richte man an

John P. Hooge
Griswold, Box 262 Man.

Wawanesa Mutual Insurance Co.

hat in den letzten 35 Jahren ihren Kunden von 15 bis 35 Prozent jährlich an einfacher Feuer- und Automobilversicherung erspart. Leihgeschäfte akzeptieren unsere Policen. Erkundigen Sie sich nach unseren Preisen für Bar und Ratenzahlungen. Jeder Kunde erhält einen großen Kalender.

Vogt and Co.
Advokaten.
322 Main St., — Winnipeg, Man.

Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung.

Diese Gesellschaft ist bereit, Lebensversicherungen zu übernehmen und Policen bis $5000.00 auszustellen für das Alter von 15 bis 45 Jahren ohne ärztliche Untersuchung.

Volle Auskunft über solche Policen, ihren Bedürfnissen entsprechend, auf Wunsch erteilt.

Jeder Policeinhaber ist ein Teilhaber.

MUTUAL RELIEF
Life Insurance Company.

Gegründet in Canada anno 1874.

G. P. Frieson
Room 317 McIntyre Block, Winnipeg, Man. Phone 94 613

Farmer!

Laßt Euer Geschirrleder und Riemenleder bei der Dominion Tanners Limited gerben von Euren Kuh- oder Pferdehäuten. Schreibt uns wegen Preise und Proben. Qualität und Arbeit garantiert.

John Quatsch, Vize-Präsident.
DOMINION TANNERS LIMITED.
563 TALBOT AVE. WINNIPEG.

Hirse

zu haben $2.00 pro 100 Pfund Sack.

J. Janzen
Dominion City — Man.

A. BUHR

Deutscher Rechtsanwalt

vieljährige Erfahrung in allen Rechts- und Nachlaßfragen.

Office Tel. 97 621 Res. 33 679
325 Main Street, — Winnipeg, Man.

Achtung!

Gebrauchte Fahrräder, Nähmaschinen, Pianos, Fußharmoniums und Grammophons sind nach gründlicher Durcharbeit für mäßige Preise zu kaufen von

W. Löwen
39 Martha St., — Winnipeg, Man.

Künstliche Gebisse auf 10 Tage Versuch frei!



Warum $50 oder $75 für Gebisse zahlen?

Um unsere neuen „Hold-Fast-Gebisse" in Ihrer Umgegend einzuführen, sind wir bereit, Ihnen ein komplettes Gebiß, oder auch nur ein oberes oder unteres, je nach Wunsch, zur freien Probe zuzuschicken. Es ist garnicht nötig, große Summen Geldes auszugeben, um in den Besitz eines komfortablen, passenden Gebisses zu kommen. **Hold-Fast-Gebisse** vervollkommnen Ihre Erscheinung, verleihen Ihnen ein Behagen—sind leicht im Gewicht und haben ein natürliches Aussehen. Warum $75.00 und mehr für Gebisse anderswo zahlen, wenn Sie ein Gebiß durch uns für $5.00 erstehen können?

Füllen Sie den Kupon aus und senden Sie ihn sofort ein. **Verschieben Sie es nicht, während dieses spezielle Angebot noch gültig ist.** Senden Sie den Kupon noch heute ein.

Freier Probe-Kupon.

International Dental House,
1445 W. Jackson Blvd.,
Dept. Can. 151, Chicago, Ill.

Ich will Ihre Gebisse versuchen.

Name .... Alter ....

Straßen-Nummer oder R.F.D. ....

Post ....

Deutsches Büro vermittelt:

Geldsendungen nach Rußland und überallhin, Testamente, Alterspension, Bürgerpapiere, Schiffskarten, Visas, Feuer-Versicherungen, Verkauf und Ankauf von Häuser und Farmen, etc.

G. P. FRIESON
Room 317 McIntyre Block, Winnipeg.
Ph. 94 613 Res. Ph. 54 087

$2000.00

Wir haben für eine Familie mit obiger Summe eine ganz besonders günstige Gelegenheit, in der Nähe Winnipegs eine kleine voll ausgerüstete Farm zu kaufen, eventuell zu pachten, mehr Land nach Wunsch.

Hugo Carstens Company
250 Portage Ave.,
Winnipeg, Man.

Bekanntmachung!

Wer um Holz oder Kohlen benötigt ist, wende sich an

A. Wiens,
140 Ellen St., Teleph. 22 072
Winnipeg, Manitoba.

Prompte Bedienung und gute Qualität. Speziell: Importierter Koppers Koks $12.50. Sägemaschine steht immer zur Verfügung.

Baltic Cream Separators

Besonders zusagende Preise. Auch etliche neu in Stand gesetzte Milch-Separatoren in bestem Zustande.

ROBINSON - ALAMO LTD.
140 Princess St., — Winnipeg, Man.

Achtung!

Ehe Sie Kohlen oder Koks anderswo bestellen, erfahren Sie meine speziellen Preise auf diese Artikel.

HENRY THIESSEN
1841 Elgin Ave. — Winnipeg, Man.
— Telephone 88 846 —

Was eine Mutter denkt.

Frau F. F. Campbell aus Ashland, Ohio, schreibt: „Ich will sicherlich nicht ohne Forni's Alpenkräuter sein. Es ist mein einzigstes Heilmittel bei den Leiden meiner Kinder, und die Kleinen nehmen es gern, was mir die unangenehme Pflicht erspart, sie zum Einnehmen schlechtschmeckender Medizin zu zwingen." Diese vorzügliche Kräutermedizin ist Mutters erste Hilfe bei all den gewöhnlichen Krankheiten, die im Familienleben vorkommen, da sie keine schädlichen Drogen enthält, kann sie Kindern und Säuglingen, die ihren angenehmen Geschmack lieben, unbesorgt gegeben werden. Nur von Lokalagenten oder direkt aus dem Laboratorium von Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 2501 Washington Blvd., Chicago, Ill., geliefert.

Zollfrei geliefert in Kanada.

Eine große Mennonitenansiedlung in Montana.

Die mennonitische Ansiedlung in der Fort Peck Reservation von Montana bei Volt und Lustre, nördlich von den Stationen Wolf Point bis Oswego, ist eine der größten und bedeutendsten in den Nordwestlichen Staaten. Sie umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 25 Meilen nach Osten und Westen und ungefähr 15 Meilen nach Norden und Süden. Viele bekannte Ansiedler wohnten früher in Kansas, Nebraska, Minnesota, Süd-Dakota und Canada.

Das Land ist mehr eben, ganz wenig wellig, fast alles pflügbar. Die Farmen bestehen aus 320 bis 640 Acker oder etwas mehr und die meisten Farmer haben sozusagen alles Land unter Kultur.

Viele von den einzelnen Farmern ziehen jährlich von 8000 bis 10,000 Buschel Weizen. Das Ergebnis ist in guten Jahren größer, aber alle befolgen auch die Praxis, ungefähr die Hälfte ihres Landes jedes Jahr zu Schwarzbrache zu pflügen. In den besten Jahren erzielen sie Erträge von 25 bis 35 Buschel vom Acker, und in den weniger guten Jahren schützt das Schwarzbrachensystem sie vor einer Mißernte, obzwar die Erträge nur gering sind. Es wird auch Futtergetreide wie Hafer, Gerste und Corn gezogen. Alle Farmer halten Kühe, Schweine und haben bedeutende Hühnerzüchtereien.

Es sind gute Gelegenheiten vorhanden auf der mennonitischen Ansiedlung unbearbeitetes oder bearbeitetes Land zu erwerben. Es ist dort auch noch unbebautes Land, welches den Indianern gehört, für einen billigen Preis zu pachten.

Um Einzelheiten und niedrige Rundfahrtpreise wende man sich an

E. C. Leedy,
General Agricultural Development Agent, Dept. M.
Great Northern Railway, — — St. Paul, Minn.

— **Die ehrwürdigen Türme von** Notre-Dame haben in den letzten Jahren manches erlebt, das sich zu ihren Füßen abspielte, und wenn sie einen Mund zum Reden hätten, so könnten sie in der Tat einiges erzählen. Aber sie sind stumm und schauen nur über das Häusermeer von Paris, hinüber nach dem Haus Nr. 7 in der Rue de Madrid, das, so unscheinbar es klingt, wichtiger ist als die Gebäude der französischen Regierung zusammen. Hier befindet sich das Präsidialbüro eines gewaltigen Wirtschaftsverbandes, das „Comite des Forges", der französische Eisenhüttenverband, dessen Ehrenpräsident der französische Kanonenkönig Eugene Schneider ist. Dieser Mann, der keinen Wert auf Titel und Anerkennungen legt und überdies in aller Stille, ohne jedes Aufsehen arbeitet, muß man kennen, ebenso wie seine osterprobte Methode, wirtschaftliche Aktion mit Hilfe der großen Politik zu machen. Denn ist man mit der Praxis des Herrn Eugene Schneider nicht bekannt, so kann man auch nicht verstehen, daß dieser vom Comite des Forges aus Minister aufsetzt oder fallen läßt, daß er internationale Konferenzen auffliegen lassen kann, wann immer er es für geeignet hält.

Das größte Rüstwerkzeug, Schneider - Creusot, das seinen Namen führt, ist der Kopf eines ungeheuren Konzerns, an dem die gesamte französische Rüstungsindustrie und selbst der mächtige tschechische Schoda-Konzern hängt. Auch die polnische Rüstungsindustrie war zeitweise ganz in Schneiders Hand, was die politische Abhängigkeit Polens von Frankreich in der Nachkriegszeit eindeutig erklärt. Schon einmal hatte Polen ganz vergessen, daß es eigentlich nur eine Schachfigur auf Herrn Schneiders Spielbrett zu sein hat, und eigenmächtig gehandelt, worüber man im „Comite des Forges" sehr ungehalten war. Auch die deutsch-polnische Verständigung in den letzten Wochen war Herrn Schneider höchst unangenehm, was ohne weiteres verständlich ist, wenn man bedenkt, daß Herr Schneider den Polen eine Kohlenbahn von Warschau nach Edingen gebaut hat, die eine Milliarde kostete. Weitere Anleihen sind natürlich in alle franzosenfreundlichen Länder gegangen, denn nicht umsonst hat Schneider sich ein eigenes mächtiges Bankensystem zur Transferierung der Gelder geschaffen.

So viel über die wirtschaftliche Macht des Comite des Forges oder des Herrn Eugene Schneider, was praktisch ungefähr dasselbe ist.

Interessant wird es nun, zu erfahren, daß eine ganze Anzahl von französischen Ministern, angefangen von Clemenceau bis zu Paul-Boncour, Herriot und Tardieu zu Schneider in engen Beziehungen gestanden hat, ja, daß Andre Tardieu lange Zeit Propaganda-Chef im Comite des Forges war. Männer, die für die Interessen des französischen Kanonenkönigs arbeiteten, waren gleichzeitig französische Minister und gingen als Vertreter Frankreichs auf internationale Konferenzen, in denen man sich um die Abrüstung quälte!

— **Samuel Insull, der moderne** Odysseus, wurde im Hafen von Port Said erwartet. Als sich die blauen Schatten der anbrechenden afrikanischen Nacht über den Suez-Kanal und die buntelste aller orientalischen Städte gesenkt hatten, war der kleine Frachtdampfer „Maiotis" noch nicht am Horizont aufgetaucht. Insull hat wahrscheinlich gar nicht die Absicht, seine Scholle auf den indischen Ozean zu wagen. Auch lauern am Eingang des Kanals zwei Klippen, die zu umschiffen kein Leichtes sein dürfte. Aegypten erlaubt dem flüchtigen Utilitäten-Magnaten nicht, ägyptischen Boden zu betreten.

Die Klippe auf der anderen Seite ist noch viel gefährlicher und nennt sich „extra-territoriale Rechte der Vereinigten Staaten.

Frau Samuel Insull, die Gattin des früheren Chicagoer Utilitätenzaren, der sich irgenwo im Mittelländischen Meer auf der „Maiotis" befinden soll, ist in Athen aus Aufregung darüber daß ihr ein Visum zur Einreise nach Frankreich noch nicht ausgestellt wurde, krank geworden und muß das Bett hüten.

— **Aus Rom zurückgekehrt, hielt** der ungarische Premierminister Gömbös in Budapest eine **Ansprache**, in der er dem Wunsch **Ungarns nach** Revision der **territorialen Bestimmungen** des **Trianon-Vertrages Ausdruck** gab. „**Wir haben große Hoffnungen, unsere Ziele in den Karpathen zu erreichen, wenn wir einig bleiben**", **sagte der Premier.**

— **Die Deutsche Frl. Sophie Drotz,** allgemein als „die schöne Sophie" bekannt die mit fünf Männern zusammen wegen Spionage in Metz zu Gefängnis verurteilt worden war, hat durch ihre Berufung gegen das Urteil nur bewirkt, daß die Strafe verschärft wurde. Der Appellgerichtshof erhöhte ihre Strafe wegen Spionage auf vier und die wegen Diebstahls eines französischen Maschinengewehrmodells auf drei Jahre.

Das Urteil der ersten Instanz lautete auf insgesamt drei Jahre. Ihre angeblichen Mitschuldigen erhielten ebenfalls entsprechend erhöhte Strafen. Die Urteile lauteten ursprünglich auf ein bis fünf Jahre.

Steht hinter Deinem Namen der Vermerk daß „bezahlt bis 1934?" Dürften wir Dich bitten, es zu ermöglichen? — Wir brauchen es zur weiteren Arbeit. Im voraus von Herzen Dank!

— Bestellzettel —

An: Rundschau Publishing House,
672 Arlington St., Winnipeg, Man.

Ich schicke hiermit für:

1. Die Mennonitische Rundschau ($1.25) $..........
2. Den Christlichen Jugendfreund ($0.50) $..........

(1 und 2 zusammen bestellt: $1.50)

Beigelegt sind: $..........

Name..........

Post Office..........

Staat oder Provinz..........

Bei Adressenwechsel gebe man auch die alte Adresse an.

Der Sicherheit halber sende man Bargeld in registriertem Brief oder man lege „Bank Draft", „Money Order", „Expreß Money Order" oder „Postal Note" ein. (Von den U.S.A. auch persönliche Schecks.)

Bitte Probenummer frei zuzuschicken. Adresse ist wie folgt:

Name..........

Adresse..........